

A large, intricate yellow line-art illustration of a multi-eyed, tentacled creature, possibly a squid or octopus, filling the background. The creature has several large, detailed eyes and numerous tentacles with fine, feather-like details. The style is reminiscent of a woodcut or a detailed pen-and-ink drawing.

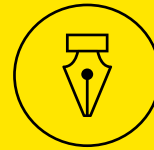
TEXTE

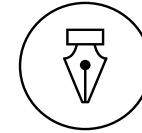
Preis für junge Literatur

Kein Ende

Die 25 besten Texte
Herausgegeben von Anna Braendle

23





TEXTE

Preis für junge Literatur

*Kein
Ende*

**DIE 25 BESTEN TEXTE
2023**

Herausgegeben von Anna Braendle

Inhaltsverzeichnis

Grußwort CORNELIUS OBONYA	9
Zum Geleit BILDUNGSDIREKTOR HEINRICH HIMMER	10
Vorwort CHRISTOPH BRAENDLE	12
Ich bin froh, dass du es warst TARA AVRAMOVIC	15
96 Stunden, vier Geschichten, eine Mittsommernacht FELIX DENK	19
Stimme aus der Entfernung LUCIA DORNER	22
Das Loch NATHALIE GEISLINGER	24
Windstille RITA GRILL	26
Die Sache mit dem Happy End ELISABETH HAUSER	28
Die Bank KATHARINA HUBER	34
Ein Schuss in die Milch VERA KOZERCHUK-PISNYACHEVSKAYA	37
Herzkreislaufschmerzen VICTORIA MÜLLER	39
Liebe Naomi NAOMI MUZICANT	43
Du oder ich? MIA ÖGG	45
Bär ist gleich Bär YIANNIS PAGGER	46
Hurghada PHILIP PECORARO	51
Schattenspiel MERLIND RAIBLE	54
Fremde Iris MAJA SAILER	59
7 Blumen LISA SCHILLHAMMER	61
Gelöscht SOPHIE SCHUSTER	64
Tradition CORNELIA SCHWARZ	69
Entwurf Abwurf Endwurf MIRIAM TRNKA	72
Das Brot DUNJA VUKOBRATOVIĆ	73
Kindergedanken ZOE WAGNER	75
Generation Schneeflocke LISA-MARIE WALLNER	77
Graue Zellen – geschüttelt, nicht gerührt ELEFThERIA WALZER	81
Einstieg bis Ende EMIL WILDFELLNER	88
Schüchternes Balzen hat auch ELLA WOLFF	91
Danksagung	94

IMPRESSUM

Kein Ende. Die 25 besten Texte.

Herausgegeben von Anna Braendle.

Umschlaggestaltung und Satz: zwo / www.buerozwo.at

Druck im Auftrag der SOKO Lesen im Stadtschulrat für Wien.

© 2023 Verein Literarische Bühnen Wien.

Gefördert von



Grußwort

Als Präsident des Vereins „Literarische Bühnen Wien“ möchte ich Sie herzlich begrüßen. Der von dieser Trägerorganisation ausgelobte Preis **Texte. Preis für junge Literatur** möchte anregen und keinen jungen Menschen im Regen stehen lassen, der sich für Literatur und Sprache interessiert. Er möchte erkunden und neue Kundschaft für die Sprache begeistern. Er möchte einladen und einen großen Bauchladen anbieten, allen, die aus den wunderbaren Angeboten der Literatur und der Sprache freien Herzens und nach Lust und Laune wählen möchten.

Der Gründer und Intendant des Preises, Christoph Braendle, steht als Schriftsteller mit der ganzen Kraft seines Könnens hinter der Idee, besonders jungen Menschen einen Bereich zu eröffnen, der für sie sehr wichtig ist. Den Bereich der Kreativität über und durch Sprache, unsere ureigenste Ausdrucksform. Wenn wir als Kinder die ersten Worte finden und sie zu sprechen lernen, dann haben wir den ersten Schritt bereits getan. Den ersten Schritt in eine neue Welt des Begreifens, des Denkens und des Ausdrucks. Von da an bedarf es aber der kontinuierlichen Förderung dieser Gabe, die jedes Menschenkind da so ohne Weiteres bekommen hat. An uns erwachsenen Menschen liegt es ab diesem Zeitpunkt, Kindern den Umgang mit Sprache und damit mit den Gedanken an sich zu ermöglichen. Und im besten Falle entsteht dann etwas, was für uns doch das Wichtigste ist – die Möglichkeit, alles, was gedacht sein kann, auch zu denken und anderen mitteilen zu können. Also Kommunikation.

Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, jungen Menschen eine professionelle Begleitung auf diesem Weg anzubieten. Jugendliche haben unendlich viel Fantasie und sollten nach ihrer Kindheit Anregung erfahren, die Pfade in die eigene Gedankenwelt weiter auszutreten, keine Scheu zu haben, diese innere Welt auch anderen mitzuteilen. Denn so entsteht Literatur. Seien Sie eingeladen zu erkunden, zu erfahren. Seien Sie angeregt.

CORNELIUS OBONYA

PRÄSIDENT VEREIN LITERARISCHE BÜHNEN WIEN

Zum Geleit

Die Bildungsdirektion Wien freut sich über alle Aktivitäten, durch die Talente nachhaltig gefördert werden – so wie das bei **TEXTE. Preis für junge Literatur** der Fall ist!

Gerne setze ich hiermit die Dokumentationsreihe mit literarischen Talentproben von Schülerinnen und Schülern fort. Die Zahl der mitwirkenden Schulen ist im Vergleich zu den Vorjahren enorm gestiegen, was einerseits beweist, wie bedeutend das kreative Schreiben nach wie vor für Schülerinnen und Schüler ist, und andererseits zeigt, dass diese jungen Menschen einiges zu sagen bzw. zu schreiben haben. Bemerkenswert ist das Echo im deutschsprachigen Ausland und dass viele Schüler*innen noch im Abschlussjahr ihrer AHS/BHS-Laufbahn an dem Wettbewerb teilnehmen und dann schon Studierende an diversen Universitäten sind, wenn es ins Finale geht. Hervorzuheben ist auch, dass viele BMHS-Schüler/innen an dem Wettbewerb teilnehmen und ganz ausgezeichnet dabei abschneiden.

Man muss diesen künstlerischen Wettbewerb nun schon als einen festen Bestandteil des Wiener Schulwesens betrachten.

Ich gratuliere allen Preisträgerinnen und Preisträgern herzlich – und natürlich freue ich mich über alle Teilnehmenden sehr!

Ich danke besonders dem Initiator und Leiter Christoph Braendle für seinen nimmermüden Einsatz, der ja weit über Organisatorisches hinausgeht – seine Workshops mit den jungen Talenten, für die er wieder namhafte Schriftstellerinnen und Schriftsteller gewinnen konnte, sind geradezu legendär.

Es ist uns eine Freude, mit dem Burgtheater und dem Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek zusammenarbeiten zu können. Die Bildungsdirektion Wien unterstützt diesen Wettbewerb durch die Bekanntmachung an allen Schulen und die Drucklegung der

besten Beiträge. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten soll ein gutes Beispiel für viele Schülerinnen und Schüler sein, ihre literarischen Talente zu erkunden und zu erproben. Ich halte den Schreibwettbewerb für eine notwendige Ergänzung zu den deutlich pragmatisch ausgerichteten Schreibvorgaben für die Matura. Wir fördern die Lesefähigkeiten unserer Schülerinnen und Schüler. Aber: Lesen und Schreiben stehen in einem engen Zusammenhang, das Vorbild so ausgezeichnete literarischer Leistungen, wie sie hier vorgestellt werden, möge dazu dienen, dass die Beschäftigung mit Sprache in all ihren Erscheinungsformen als ein höchst lohnendes Ziel gesehen wird, wobei der Weg dahin allein schon das Ziel sein kann.

Ich gratuliere den jungen Literaturschaffenden sehr herzlich zu ihren beeindruckenden Leistungen und ziehe den Hut vor allen Lehrkräften, die diese kreative Kraft unterstützen und fördern!

HEINRICH HIMMER
BILDUNGSDIREKTOR WIEN

Liebe Autorin, lieber Autor.

Diese Broschüre ist dir gewidmet. Sie zeigt, dass entgegen allen Klischees die Fähigkeit zu schreiben nicht nur nicht am Aussterben ist, sondern vielleicht sogar einer neuen Blüte entgegensteht. Umso mehr, als wir heuer 510 Texten aus ganz Österreich und dem umliegenden Ausland von erstaunlicher Qualität erhielten, die beweisen, wie notwendig die professionelle Plattform **Texte. Preis für junge Literatur** für kreatives Schreiben in einer Zeit geworden ist, da sich Höhere Schulen auf das Üben von Textsorten, von Nutztexten also, zu konzentrieren haben.

Auf dem Weg ins Finale musstest du einen Bewerbungstext zum Thema „Kein Ende“ einreichen. Aufgrund eines öffentlichen Votings, an dem sich mehrere tausend Personen beteiligten, und der Beurteilung durch unsere Fachjury, erreichten 25 Jugendliche das Finale. Als Finalistin oder Finalist konntest du über einen Monat hinweg Workshops mit den Schriftstellerinnen und Schriftstellern Iris Blauensteiner, Florian Gantner, Andrea Grill, Petra Piuk und Michael Stavarič besuchen. In dieser Zeit hattest du noch einen Text zum Thema „Kein Ende“ zu verfassen. Diesmal gab es keine Beschränkung der Länge.

Mein Dank gilt der Jury. Judith Fischer, Erwin Greiner, Andrej Haring, Eva Holzmann, Vanja König, Hanno Millesi, Lena Moormann, Jana Podbelsek, und Peter Wildner widmeten sich mit enormem Engagement der Aufgabe, aus den vielen Einreichungen jene 25 herauszufiltern, die sie als finalwürdig betrachteten, und schliesslich zu entscheiden, wem der Sieg am diesjährigen Wettbewerb zugesprochen wird.

Da wir der Meinung sind, dass zahlreiche Beiträge, welche die Endrunde vielleicht nur knapp verpasst haben, es verdienen, einem Publikum präsentiert zu werden, organisierten wir neben dem Finale zahlreiche Lesungen in verschiedenen Wiener Bezirken und in Salzburg und St. Pölten. Dazu kamen Workshops in Salzburg mit Vladimir Vertlib und in St. Pölten mit Marianne Jungmaier. Die meisten Lesungen und Workshops sind von unserem Foto- und Videografen Roman

Picha festgehalten worden. Die Aufnahmen stellen wir auf unserer Website **www.texte.wien**, auf youtube und auf anderen Kanälen der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei unseren Förderern und Sponsoren bedanken. Besonderen Dank gebührt meiner Frau Anna, die nicht nur die Broschüren zum Wettbewerb herausgibt, sondern immer und immer wieder und in zahllosen Gesprächen entscheidende Ideen mitentwickelt; Margit Riepl, die von Anfang an meine kongeniale Partnerin in diesem Wettbewerb ist und als kaufmännische und organisatorische Leiterin diesen Wettbewerb so erst möglich macht; dem erwähnten Roman Picha für seinen unermüdlichen Einsatz; und Christoph Nemetz und Thomas Wolf, die als Grafiker und Webmaster Gesicht und Funktion des Wettbewerbs bestimmen.

Ein grosses Dankeschön geht an Cornelius Obonya, der während der vergangenen Jahre als Obmann unseren Verein **Literarische Bühnen Wien** gegen aussen vertrat und uns als Ehrenpräsident verbunden bleiben wird. Nun übergibt er das Amt des Obmanns des Vereins an Markus Meyer, den wir hiermit ganz herzlich begrüssen.

Der grösste Dank gebührt allerdings dir, liebe Autorin, lieber Autor. Es bedarf des Muts, seine Gedanken ins Licht der Öffentlichkeit zu stellen und sich damit auch der Kritik auszusetzen. Mit dieser Broschüre möchten wir dich darin bestärken, deine kreativen Fähigkeiten weiterzuentwickeln und die Freude am Schreiben lustvoll zu pflegen.

CHRISTOPH BRAENDLE

SCHRIFTSTELLER UND INTENDANT
TEXTE. PREIS FÜR JUNGE LITERATUR

Ich bin froh, dass du es warst

TARA AVRAMOVIC

Rot folgte ihr in einem Tanz aus Spritzern und Flecken, als sie die Treppe hinaufstieg. Die weißen Röcke ihres Hochzeitskleides waren purpurrot bemalt und brachten ihre blasse Haut zur Geltung, die im Mondlicht perlweiß schimmerte.

Ihre Finger streichelten das Geländer und machten ihn eifersüchtig auf das verrottende Holz, gesegnet genug, ihre Berührung zu spüren. Er wünschte sich diese Berührung. Er wollte spüren, wie ihre kalten Finger seine Haut streichelten wie eine Liebkosung. Er wünschte sich in diesem Moment ihre Umarmung.

Sie war das schönste Geschöpf, das er je gesehen hatte, über alle Maßen wunderbar. Sie war seine Königin, seine Göttin, etwas, das weit außerhalb seiner Reichweite lag, und selbst wenn er an ihrer Seite stünde, bestünde niemals die Möglichkeit, ihre Größe zu erreichen.

Sie bemerkte, dass er ihr nicht folgte, und drehte sich um, wobei die roten Tropfen auf ihrem Gesicht mit ihren grünen Augen konterten. Sie lächelte ihn an und es erhellte irgendwie die Nacht, die über sie hereinbrach. „Was machst du, wenn du da unten stehst?“

Er konnte nicht sprechen. Was sollte er sagen? Es gab keine Worte, um die Melodie zu beschreiben, die sein Herz für sie gespielt hätte, wenn es nicht in dem Moment aufgehört hätte, als ihre Seele seine traf. Ein Lied, das nur sie und er hören sollten. Aber irgendwie fing er die Worte auf, die in seinem verlorenen Kopf herumschwirrten, ergriff sie mit seinen leeren Handflächen und schluckte sie mit seiner trockenen Zunge herunter. „Ich kann meinen Augen einfach nicht trauen.“ Er flüsterte schließlich.

Sie streckte ihre Hand aus und forderte ihn auf, heraufzukommen. „Was gibt es da nicht zu glauben?“, überlegte sie laut und drehte fragend den Kopf zur Seite.

„Alles.“ Er atmete, als er auf sie zutrat, und redete, während er auf sie zuing. „Und nichts. In diesem Moment gibt es nichts, außer dir. Es gibt nichts, außer dieser Nacht und uns, nichts als den Glanz deiner Seele, der sich irgendwie entschieden hat, meine Gegenwart zu beleuchten.“ Endlich erreichte er sie, umfasste ihr Gesicht zwischen seinen Handflächen und hielt sie fest. „Ich liebe dich so sehr. Aus jeder Pore meines Körpers strömt nichts außer meiner unsterblichen Liebe zu dir.“

Es war, als stünde man neben einer Gottheit. Ihre Nähe erfüllte seinen Körper mit roher Kraft. Er war unbesiegbar. Das war alles, was er jemals brauchte.

Sie streckte ihre Hand aus und drückte sie gegen seine kalte Wange. „Fühlst du dich wirklich so?“

Er zog sie näher und lehnte sich in ihre Hitze. Plötzlich war ihm kalt und nur sie konnte ihn aufwärmen. „Natürlich tue ich das! Stell das nicht in Frage, wir, ich gehöre ganz dir, ich schwöre bei den Göttern und dem Leben selbst!“

Sie lächelte traurig. „Schade, dass es keine Götter gibt.“ Sie flüsterte schwach, als er sich in ihre Hand lehnte und das Gefühl genoss. Sein Gesicht war inzwischen eiskalt, oder vielleicht brannte ihre Handfläche. So oder so, es machte ihm nichts aus. Sie war nah dran. Sie war hier. Das war alles, was zählte.

Ihre Berührung wanderte über sein Gesicht und an seinem Hals entlang, bis sie genau in der Mitte seiner Brust landete. Sie schubste ihn, aber er spürte es nicht. Es mag verwirrend gewesen sein, aber es war ihm egal. Sie war hier. Das war alles.

Ein Moment verging, dann zwei. Die Luft tanzte zwischen ihnen, während die Stille anhielt. „Was ist es?“, fragte er langsam und beugte sich voller Angst nach unten, als ob sie verschwinden würde.

Sie runzelte die Stirn, ihre Augen waren immer noch auf diese eine Stelle auf seiner Brust gerichtet. „Nichts.“ Ihr Gesicht war ernst, als sie zu ihm aufsaß. „Ich finde es einfach schade, dass ich dich getötet habe.“

Er schaute nach unten und folgte ihrem Blick, wo ein Loch klaffte.

Es war groß und blutig. Sowohl sein Fleisch als auch sein Blut waren zu sehen, aber kein Herz in Sicht.

Musik begann in der Luft zu erklingen und unterbrach seinen Schock. Es war eine süße Melodie, die er kannte. So sehr, dass er es sofort erkannte. Er drehte sich um, um nach hinten zu schauen, und stellte fest, dass sein Herz die Treppe hinunterrollte und Blutflecken in einem ganz eigenen Tanz hinterließ.

„Es tut mir so leid.“ Die Worte waren kaum ein Hauch, aber er hörte sie trotzdem. Er drehte sich. Leere Tränen rollten über ihre Wangen.

Er wischte sie mit dem Daumen weg. „Wozu?“, fragte er.

Sie schniefte. „Dafür, dass du dein Leben beendet hast. Ich weiß, dass du mehr verdient hast, aber das war nicht ich.“ Sie blickte an ihm vorbei, woanders in ihren Gedanken. „Ich töte alles, was ich liebe.“

„Aber das spielt doch keine Rolle, oder? Denn ich liebe dich auch.“ Er schlang seinen Körper um ihren und legte seine Stirn an ihre Schulter, während er begann, sie beide zu der immer noch spielenden Musik zu wiegen.

Sie bewegten sich gleichzeitig, ihre Füße glitten über den Boden. Es war ihr Lied. Es war immer. Und ihr Tanz, ihr erster Tanz, war beängstigend und schön zugleich. Sie hielt ihn fest, er hielt sie fester. Blut aus seinem Fleisch floss zwischen ihre Körper und klebte an ihren Kleidern. Sie weinte und er weinte mit ihr.

Sie müssen stundenlang, wenn nicht tagelang getanzt haben, vielleicht waren es nur Minuten oder Sekunden. Trotzdem schien es ewig zu dauern. Aber, irgendwann hörte die Musik auf.

Sie weigerten sich beide, sich zurückzuziehen, aber ihm war kalt, seine Gliedmaßen waren noch da, aber so weit weg. Sein Atem war schwer und wiederholte sich fast nicht. Also stand er bei ihr und hielt sie fest. Sie sprach nicht. Musste nicht.

Dann gaben seine Knie nach und er ging mit einem dumpfen Aufprall zu Boden. Er war wieder einmal unter ihr. Und wieder einmal machte es ihm nichts aus. Er sah zu ihr auf, als würde er ihr noch einmal einen Antrag machen. Die Erinnerung verblasste, aber das Gefühl blieb bestehen. Also hielt er ihre Hand in seiner, um ein letztes Mal diese Art von Freude zu erleben.

Sie starrte auf ihn herab, sie wusste, was passieren würde.

Er liebte sie dafür. Er fand es wunderschön, dass sie sein Schicksal akzeptierte. Er lächelte, und vielleicht erleuchtete es jetzt ihre Welt. Er hoffte, dass es so war, hoffte, dass sie sich so an ihn erinnern würde.

Er führte ihre Hand an seine Lippen und küsste sie leise, bevor er sich zurückzog und in seinem letzten Atemzug sprach. „Wenn mich zu töten bedeutet, dass du mich auch geliebt hast, dann bin ich froh, dass du es warst.“

96 Stunden, vier Geschichten, eine Mittsommernacht

FELIX DENK

Die mit der Todeskugel tanzt (noch 96 Stunden)

Es war an einem viel zu heißen Frühlingstag - die Sonne hatte ihren Zenit bereits überschritten - da betrat Caroline 'The Bullet' Curtis den schäbigen Tabak- und Gemischtwarenladen von Bakerville. Die Auslagenfenster waren von einer feinen Staubschicht illustriert, die im Nachmittagslicht zur Geltung kam und auch die einst azurblaue Ladeneinrichtung durfte schon länger kein Putzfelzen mehr berührt haben. „Howdy, Cathrine!“, grüßte Caroline die Tabakhändlerin ihres Vertrauens, während sie mit ihren Stahlkappen-Stiefeln hörbare Kratzer im Parkett hinterließ. „Na, lässt du dich auch wieder mal hier blicken?“, nuschelte Cathrine Zuckermill, die schnell ihren Kautabak in den Spucknapf hinter dem Tres

Übermüdet starrte Tom mit geröteten Augen auf den schwarz-weißen 'Text einreichen'- Knopf, die Spar Energy Dose mit Traubengeschmack um ... 0,59 fest umklammernd. „Kein Schwein interessiert sich mehr für Western“, dachte er und wechselte wieder den Tab zu Word. Exakt 97 Wörter. Frustriert markierte er jedes einzelne Wort blau und drückte lange und nachdenklich auf die Löschtaste, obwohl die Wörter sofort verschwanden.

Nachtschwärmer (noch 72 Stunden)

Nun stehst du da im Laternenlicht der Haltestelle. Tust, als wäre nichts gewesen. Steckst dir einfach eine Zigarette nach der anderen an. Unter dir bildet sich bereits ein Haufen, der nach Tabak und Nikotin stinkt. Tust so, als wäre es normal einen Müllsack zu schultern, der zehn Riesen abgepackt in 100 Euroscheinen enthält. „Du hast gesagt, in der Seitenstraße stehe dein beschissener Mustang“, blaffe ich dich an. Meine Hände zittern noch vor Nervosität. „Naja ... er ist heute Morgen einfach

nicht angesprungen. Du weißt, das Benzin ist jetzt scheiße teuer und vielleicht hat er einfach die Super-Mischung nicht vertragen... man muss Kompromisse schließen, wenn man in diesem Gewerbe tätig ist“, nuschelst du unter deiner Schirmaske und drückst die qualmende Tschik an dem Fahrplan aus, auf dem die Route unseres Busses vermer-

Tom hasste auch diesen Text. Er erinnerte ihn zu stark an sein Privatleben. Auch hasste er seine Deutschlehrerin, die ihn zu diesem Akt der Zwangsfantasie genötigt hatte. Tom konnte sich einfach nichts auf Knopfdruck aus den Fingern saugen. Erschöpft landete er mit seinem Handy im Bett und der Text im Papierkorb. Er hatte ja immer noch Zeit ...

Miau mir das Maunz vom Tod (noch 48 Stunden)

Fuck, stickig is' es hier, Miau, und das grüne Licht heizt wie eine frische Mäuseniere im Schnee, Miau, für die Wissenschaft hieß es, Maunz, und trotzdem könnt' der Karton von der Größe her mein Kist'l sein, Miau, hätt' ich mich nur auf das Gesicht von meinem Herrn Schrödinger gelegt, während er geschlafen hat, Miau, dann wär' ich den hundsmäßigen Schuft jetzt los, Fauch, oder die Krallen in ihm versenkt oder ihm ins Reagenzglas gekotzt oder unabsichtlich eine Ampulle voll Quecksilber vom Regal aus in seinen Kaffee geworfen - aber Rache ist gewiss, sobald ich hier mal draußen bin, Muhaha-Miau, schließlich bin ich weder tot noch lebendig; eine Wiedergänger-Katze sozusagen, Maunz, 'Zombiekatze meuchelt berühmten Physiker', eine Schlagzeile in der BILD wird das scho

Toms Rücken schmerzte, als er seinen Hustensaft-Shot geext und auf seinem winzigen Schreibtisch abgestellt hatte. Der Schultag heute war lang gewesen. Vor allem hatte sich die Doppelstunde Chemie gezogen. Toms Nase rann und er schoss eine Dosis Nasenspray noch hinterher. Irgendwie fühlte er sich wie Schrödingers Katze: eingesperrt in einer Box, weder lebendig noch tot. Entschieden klappte er den Laptop zu und widmete sich wichtigeren Dingen: den Livestream der Berliner Schachbox-Meisterschaft auf seinem Smartphone zu verfolgen. Mor-

gen war schließlich auch noch ein Tag. Und der Text? Der erlitt das gleiche Schicksal wie die vorherigen zwei.

Kleine Alpträume (noch 24 Stunden)

Ein kalter Lichtkegel durchbricht das schwarze Geäst und wirft Schatten auf den bemoosten Boden und andere dünne Bäume, die wie Zahnstocher aus der Erde ragen. Angegraute Wolken ummanteln den gebrochenen Halbmond und sorgen für eine Stimmungsschwärzung. Die diffusen Schatten sind für den kleinen Jungen mit der Haube und dem dicken Mantel jedoch viel mehr als eine bloße Illusion des Lichts. Für ihn sind es hochgewachsene Kreaturen der Nacht, die da im Unterholz hausen. Doch es sind keine fiesen Monster, die gleich angreifen könnten. Nein. Viel eher erscheinen sie ihm wie sanfte Beschützer. Beschützer vor

Toms Finger mit den abgenagten Nägeln zitterten. Sein rechtes Bein war müde von dem nervösen Gewippe. Aus dem 0,25 l Spar Energy war ein 0,50 l Monster Energy geworden und diesmal hatte er weder YouTube geschaut noch Meisterschaften von Randsportarten. Er hatte die ganze Nacht für diese wenigen Zeilen verschwendet.

Er trat an das Fenster. Die Sonne schob sich bereits hinter den stahlgrauen Alpen hervor und schien auf Toms blasse Haut. Es war ihm, als würde er ein Spiegelbild betrachten. So wie Tom in seinen Texten, gab der Horizont ein Ende vor, das für ihn unerreichbar war. Toms Texte waren wie eine Mittsommernacht: Zu kurz und sie führten nirgendwo hin.

Als Tom abends heimkam, war es schon spät, weil er zuvor noch einen Poetry Slam besucht hatte. Gelangweilt scrollte er ein letztes Mal über die knallgelbe Seite namens 'Texte Salzburg'. Tom mochte Mittsommernächte und somit auch sein Werk. Dann drückte er auf den schwarz-weißen 'Text einreichen'-Knopf.

Schade, dass es bereits 0:01 Uhr war und der Text niemals auf der Homepage ein Ende finden wür

Stimme aus der Entfernung

LUCIA DORNER

Weit weg, weit weg. Immer weiter, bis ins Unendliche. Kannst du mich hören, kannst du mich sehen, mein liebes Ich, kannst du mich noch spüren?

Ich sehe dich, ich sehe dich, aber spüre dich nicht, ich sehe dich, aber nichts um dich herum, ich sehe dich - fast - nicht.

Hallo. Hallo, du, mein Selbst, das ich so oft verloren habe. Ich würde dich wirklich gerne wieder mal treffen. Wieder mal, wenn ich irgendwann einmal nichts tue. Ich würde dich wirklich gerne treffen und dich fragen, ob es das alles wert ist. Das würde ich sehr gerne wissen. Ich habe das Ziel ein wenig aus den Augen verloren, früher ist es mir immerzu ins Auge gestochen, aber heute sehe ich alles ganz verschwommen.

Du, mein Ziel, dich sehe ich nicht mehr so klar. Sag mir, bist du noch da? Oder wurdest du erdrückt, von Ansprüchen, denen anderer und meinen eigenen? Bist du unerreichbar? Sag mir, bist du jetzt näher, oder eher noch weiter weg?

Ich habe Angst vor Entfernung. Egal, ob sie groß oder klein ist, wenn sie groß ist, sehe ich nicht weit genug, bin ein bisschen kurzsichtig. Doch wenn sie klein ist, dann sehe ich nichts anderes mehr und verliere mich ganz in dir, bis die Entfernung sich langsam wieder vergrößert.

Ich sehe dich in einem Raum voller Menschen und auf einmal sehe ich nur dich, der Raum wird menschenleer. Wie sehr wir all unser Sehen auf einen Menschen beschränken können. Sehen wir nichts mehr? Oder fällt uns die ganze Welt erst wieder auf, wenn die Entfernung zu dem Menschen wieder größer wird? Weil die Welt wieder lauter wird, wenn du mich nicht mehr sehen willst. Darf ich dich anrufen

und anschreien und dich fragen, warum die Entfernung zwischen uns so groß ist? Wir waren früher eine Sicherheit, dann eine Möglichkeit, doch langsam fühlen wir uns an wie eine flüchtige Vorstellung. Ich mag die Vorstellung von dir. Aber sie ist so weit entfernt von dir und deiner Vorstellung von mir und mir.

Meine Sicht verschiebt sich und ich meine, die Zeitverschiebung zu schmecken. Kleine Änderungen in großen Konstrukten. Sinnlosigkeiten in erdachten Konzepten. Willst du leben bis ans Ende aller Zeiten? Welche Zeiten und wie können sie kein Ende haben? Die Zeiten, in denen wir leben, sind nicht gut. Aber sind sie endlich? Und wann werden sie endlich besser? Hinter dem Begriff der Unendlichkeit gibt es ein schönes Versteck. Weil unmögliche Versprechungen nie erfüllt werden können und trotzdem irgendwie mehr bedeuten. Weil ich dich von Unendlichkeit reden hören will, und wenn du mich ansiehst, will ich dir etwas darüber zuflüstern.

Und wofür genau? Vielleicht für die Verschiebung von Entfernung. Dafür, dass Menschen manchmal so weit weg von dir sind, dass du sie fast verlierst, aber dann auch wieder so nah, dass du nichts anderes siehst. Dafür, dir selbst so nah zu sein, dass du dich wirklich spürst. Vielleicht für Zeiten, in denen alle Entfernungen ganz falsch sind. Und für Zeiten, in denen sie genau richtig sind.

Ich weiß, ich lebe für kein Ende. Ich lebe für Anfänge.

Das Loch

NATHALIE GEISLINGER

Etwas stimmte nicht. Etwas stimmte ganz und gar nicht. Der Mann im Blumenpyjama hatte die letzten 23 Minuten damit verbracht, seinen Flurteppich aufzuwühlen. Und dennoch konnte er dieses Gefühl nicht abschütteln. Es plagte ihn, seitdem er aufgewacht war. Er hatte versucht, es loszuwerden. Zwecklos. Also tat er das, was er jeden anderen normalen Sonntagmorgen so tun würde. Er putzte seine Zähne, löste sein Kreuzworträtsel und trank seinen Kaffee. Doch das Gefühl wollte nicht verschwinden. Ganz im Gegenteil, es schien, als ob es sich regelrecht an den Mann klammerte und nicht loslassen wollte. Er warf einen Blick nach draußen und sah die einfallenden Sonnenstrahlen, die seinem Balkon einen warmen Farbton verliehen. Es war ein schöner Tag. Wenn ein anderer Tag so schön gewesen wäre, dann hätte der Mann vielleicht sogar einen gemütlichen Spaziergang im Park gemacht und sich anschließend einen Toast mit Kräuteraufstrich in seinem Lieblingscafé bestellt. Doch heute war anders. Der Mann im Blumenpyjama wusste nicht, wie ihm geschah. Das Loch wuchs stets, als ob seine Bemühungen genau das Gegenteil von dem erreichten, was er zu bezwecken versuchte.

Der Mann saß auf einer Parkbank und beobachtete, wie die vom Regen hinterlassene Pfütze sich bewegte. Er starrte so lange, bis seine Augen brannten. Doch er konnte keine Regelmäßigkeit in den Bewegungen des Wassers feststellen. Um genauer zu sein, konnte er keine Bewegung wahrnehmen, bis der Wind kam und die Form der Pfütze entstellte. Der Mann verstand die Welt nicht mehr. Er war sich sicher, auf alles geachtet zu haben. Hatte er doch irgendetwas übersehen? Er konnte schlichtweg nicht finden, wonach er suchte. Denn den Gesang der Vögel fand er zwar schön, doch er konnte ihn nicht verstehen, und wenn er auf die gefallenen Blätter trat, dann taten sie ihm leid, doch nichts mehr. Er wünschte sich, dass das Gefühl einfach verschwinden würde. Dieses Loch in seiner Mitte, das ihn langsam zu konsumieren drohte, das Loch, das nie satt war. Dem Mann lief es kalt über den

Rücken. Er wünschte, er hätte eine Lupe, um die Pfütze genauer zu betrachten. Er wünschte, das Wasser wäre weiter und er wäre etwas kleiner, damit er es besser sehen könnte. Er stand auf, hockte sich neben die Pfütze und führte sein Gesicht ganz nah an sie heran. Die alte Dame und ihr Schoßhund auf der gegenüberliegenden Bank beäugten den Mann. Wie vom Blitz getroffen sprang er auf.

Sobald sich die Tür des Zuges öffnete, war ein eisiger Wind zu spüren. Der Mann hielt seinen Hut fest und zog seinen Mantel enger um sich, während er sich durch die Menschenmenge kämpfte. Mit Mühe hob er seinen Kopf, um die Wegweiser zu betrachten. Doch er fand nicht, wonach er suchte. Er lauschte den Durchsagen, doch sie redeten alle nur von Zügen und Haltestationen. Der Mann seufzte. Was sollte er nun machen? Ratlos drehte er sich im Kreis. Er sah etwas und blieb stehen. Da. Ein blaues Schild. 'Meer'. Der Mann konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Er war nun schon lange nicht mehr hier gewesen. Festen Schrittes machte er sich auf den Weg und bemerkte, dass der ursprüngliche Schotterpfad mittlerweile aus festem Teer bestand. Er ging weiter und spürte den ansteigenden Wind und die Sonne auf seinem Gesicht. Einen Schritt nach dem anderen. Dann sah er die Klippe, die sich fast wie ein Pfeil aus der restlichen Landschaft erhob. Der Weg ging zu Ende, doch der Mann hielt nicht an. Er ging immer weiter, bis er ganz oben war. Denn nur ganz oben konnte man das Meer sehen. Der Mann atmete tief ein. Obwohl er fror, schlüpfte er aus seinem Mantel und breitete ihn auf dem Gras aus. Er setzte sich nieder und sah den Wellen zu, er beobachtete wie sie kamen und immer größer wurden, und wie sie schlussendlich an den Klippen zerschellten. Er hätte hier stundenlang sitzen können. Denn in diesem Augenblick, in dem der Wind die Gischt fast bis zur Nasenspitze des Mannes wehte und er das Gras unter seinen Händen spürte, hatte er fast vergessen, dass ihm je etwas fehlte. Er blickte an sich hinunter und sah, dass das Loch beinahe auf die Größe einer Murmel geschrumpft war. Und als er es bat, zu gehen, da schloss es sich dem Wind an und er sah das Loch nie wieder.

Windstille

RITA GRILL

Halte ich mich steif
Gegen den Westwind
Der bläst
Ohne Rücksicht darauf
Was passiert
Wenn Worte durch den Wind getragen
Halte ich mich wacker
Gegen den Ostwind
Der eisern bläst
Eiskalt
Zieht er die Menschen in seinen
Schlund
Tief ist er
Und kalt
Und nicht fern
Wirbelt ein Wüstenwind
Der Wüstenwind
Durch Häuser
Durch Straßen
Reißt mit
Was er bekommt
Wirbelt den Staub
Trägt ihn bis zu mir

Verdreht die Geister
Lässt Worte erkalten
Worte des Friedens
tot
Doch es ist ihnen
Egal
Blast weiter heiße Winde
In die
Nie erlöschende Glut
Versucht euch an einem
Flächenbrand
Und der Wind
Weht ihn weiter
Bis zu euch
Doch ihr
Wollt nicht sehen
Wollt nicht hören
Wollt nicht denken
Aber
Ihr werdet spüren
Schmerz
Angst
Wut
Ihr wollt es nicht anders
Ich warte nicht auf euch

Die Sache mit dem Happy End

ELISABETH HAUSER

Ein Kampf entbrannte zwischen Ritter und Drachen
Glühendes Feuer schoss aus seinem Rachen
Der Ritter hob das Schwert und parierte den Schuss
Und duckte sich unter dem Flammenguss
Der Drache brüllt auf und schlägt noch einmal nach ihm
Dann tritt der Held zum Schuppentier hin
Und mit einem Schwerthieb von gewaltiger Wucht
Schlug er das Ungeheuer in die Flucht
Triumphierend hob er sein Schwert in die Luft
Und wagte sich weiter vor in die Drachengruft
Es roch nach Schwefel und Drachencodeur
Trotzdem stieß er bis in einen großen Raum weiter vor
Dort wartet voller Erwartung Prinzessin Marie
Vom Drachen geraubt worden war sie
Sie fällt ihm um den Hals und gibt ihm einen Kuss
Happy End, jetzt ist aus und endlich Schluss!
Doch, Moment, etwas fehlt, da stimmt etwas nicht
Die Prinzessin löst sich vom Prinzengesicht
Da ist doch was faul, ganz komisch sogar
Als ob es doch nicht zu Ende war
Bei einem Happy End sollten Fanfaren erklingen
Und irgendwo sollten Vögel singen

Dann eine Kitschhochzeit, sie wurden gekrönt
Das ist das perfekte Happy End
Und das alles kam eigentlich von allein
Doch sie standen noch immer in der Höhle zu zweien
„Ähm...gut, was machen wir nun, Liebste?“
Der Prinz verlegen zur Prinzessin piepste
„Wir warten!“, keifte diese zurück
Leiden konnte sie den Prinzen kein Stück
Also setzten sie sich nebeneinander auf den Stein
Doch auch da trat das Happy End nicht ein
Aber was war eigentlich passiert?
Was hatte denn ihr Happy End ruiniert?
Die Erklärung ist einfach zu verstehen
Man muss nur etwas weitersehen
Die Autorin, die diese Geschichte geschrieben
War vor dem 'Ende' stehen geblieben
Kurz - sie hatte vergessen, es zu schreiben
Und deswegen würde ihre Geschichte ohne Ende bleiben
Niemand kam, auch nicht nach Stunden der Rast
Hatten sie ihr Happy End etwa verpasst?
Gut, dann nahmen sie ihr Schicksal selbst in die Hand
Und verließen die Höhle kurzerhand
Sie irrten durch das Drachenlabyrinth
Bis sie endlich draußen sind
Und der Prinzessin dämmert es irgendwann

Diesen Nichtsnutz von Prinzen will sie nicht zum Mann!
Mühsam kletterten sie vom Drachengebirge
Bis der Weg sie weiter durch das Königreich führte
Der Prinz prahlte zwar von seinen Heldenkunden
Doch die Prinzessin wusste, die waren alle erfunden
Er versteckte sich hinter ihr bei jeder Gefahr
Diese wollte nicht töten, sie war Veganer
Es kam ihnen wie eine Ewigkeit vor
Doch endlich klopfen sie an das Heimatburgtor
Aber sie wurden weder mit Blumen noch Jubel empfangen
Das Prinzenpaar fühlte sich ganz übergangen
Gut, dann würden sie eben die Hochzeit aufschieben
Bis endlich ihr Happy End stand geschrieben
So lange wollte die Prinzessin vom Prinzen nichts wissen
Und ignorierte ihn ohne schlechtes Gewissen
Er würde sie sowieso bald zur Ehe zwingen
Da musste sie keine Zeit mit ihm verbringen
Der Prinz hingegen führte sich auf
Und verärgerte den ganzen Hof zuhauf
Er kommandierte vor und wieder zurück
Nahm sich stets von jeder Torte das größte Stück
Verlangte Essen und Unterhaltung zu jeder Zeit
Und war zu keiner Einsicht bereit
Die Prinzessin fand das höchst unangenehm
Und wollte den Prinzen nie wieder sehen

Es vergingen Monate ohne das geschriebene Ende
Ohne, dass die Geschichte einen Schluss fände
All die Figuren wussten nicht, wohin
Ohne Happy End machte ihre Geschichte keinen Sinn
Denn wozu ein Leben ohne Ziel?
Das brachte den Figuren auch nicht viel
Also beschlossen sie, nicht mehr zu warten
Und versammelten sich alle im Königsgarten
Die Prinzessin übernahm das Wort:
„Hört her, scheinbar ist unser Happy End fort!
Jetzt können wir natürlich beim Warten bleiben
Oder unser Ende selber schreiben!“
Alle waren in Aufruhr. „Wie soll denn das gehen?“
„Ab jetzt darf jede Figur seine eigenen Wege gehen!
Geht in die Welt und seid die Wende!
Wir sind unser eigenes glückliches Ende!“
Jubelschreie von allen Seiten
„Ihr sollt die Nachricht im Königreich verbreiten!“
Natürlich war die Begeisterung groß
Und jeder stürzte in sein eigenes Abenteuer los
Nur der Prinz trat aufs Podest
Und verkündet lautstark seinen Protest
Was als Nächstes kommt, könnt ihr es wissen?

Der Prinz wird endlich aus dem Schloss geschmissen
Von da an begann jede Figur zu leben
Und seine eigene Geschichte zu erleben
Das Schicksal war fortan ungeschrieben
Das konnte jeder selbst tun nach seinem Belieben
Der Koch zum Beispiel legte den Löffel nieder
Und begann zu schreiben die schönsten Lieder
Mit seiner Geige in der Hand
Zog er als Komponist durchs Land
Ach, und der Hausmeister vom Königsschloss
Schwang sich auch auf sein edles Ross
Mit Feder und Papier, stellt euch vor
Wurde er zum nächsten Starautor
Die Gänsemagd, das brave Kind
Macht sich auch auf die Reise geschwind
Mit Schwert, Rüstung und Mut im Herzen
Verbreitet sie als Raubritterin Leid und Schmerzen
Der Schlüsselmeister war ein gemeiner Schuft
Und mit dem Schlüssel zur Schatzkammergruft
Stopfte er sich alles Gold in die Taschen schnell
Und leitete das nächste Drogenkartell
Ein Stalljunge, der das Heu verteilt
Hat sich auch schrecklich langgeweilt
Er hat zum Königsgeschlecht zwar keine Relation

Aber erhob trotzdem Anspruch auf den Thron
Und die Prinzessin, was wird sie jetzt machen?
Dem Stalljungen einfach ins Gesicht lachen?
Sagen, das wird nicht gehen ohne blaues Blut
Und ihn aus der Burg schmeißen vor lauter Wut?
Doch die Prinzessin hat für den Thron keine Begehren
Bei so einem Anspruch will sie sich nicht wehren
In einer dunklen Nacht ist sie weggerannt
Und mit ihrer Kammerzofe durchgebrannt
Jahre vergingen und das Treiben ging weiter
Der Stalljunge wurde zum Königsreichsleiter
Regierte mit Güte, alle waren zufrieden
Die Prinzessin hat das Schloss bis heute gemieden
Aus dem Chaos wurde eine neue Welt
Die allen - Volk und Schloss - gefällt
Und sollte sich der Prinz je wieder blicken lassen
Wird ihm der Drache einen Besuch verpassen
Nach zehn Jahren zieht die Autorin um
Und überall im Zimmer liegen Notizbücher rum
Sie öffnet eines und kann das sein?
Eine Geschichte ohne Ende, da war sie noch klein
Sie nimmt den Stift und will 'Ende' schreiben
Doch dann sieht sie etwas und lässt es bleiben
Ganz unten, wie von selbst, am Seitenende
Hat sich die Geschichte mit 'Happy End' selber beendet.

Die Bank

KATHARINA HUBER

Die Sterne sind nicht echt am Jakominiplatz.

Der Himmel ist tintenschwarz vor lauter Nacht und sturmdunkel vor lauter Wolken, aber du siehst die Sterne trotzdem. Es ist ein Lichtermeer aus Lampen, um nächtlichen Spaziergängern und freiheitsbe-trunkenen Jugendlichen den Weg zu weisen, denn es ist Samstag.

Und dir.

Du sitzt auf deiner Bank und zitterst in dem zu großen Wintermantel, Frost im Gesicht, der Bart ungeschnitten, der Dreck unter den Finger-nägeln noch immer da.

Lachende Stimmen durchbrechen die nächtliche Stille, als eine Gruppe junger Menschen an dir vorbeigeht. Ihre Blicke streifen dich kurz, ein Mädchen hält kurz inne, sieht, wie du zitterst und fragt sich, wie viel davon die Kälte ist. Du starrst ins Leere und sie widmet sich zögerlich wieder ihrer Realität aus Wochenende und Schulaufgaben, die Zukunft irgendwo ein stilles Licht in der Ferne und nicht gefangen in der Nacht-beleuchtung eines zentralen Umsteigeplatzes.

Ein Schluck aus der Flasche, damit die Kälte in deinem Bauch von der Wärme im Magen vertrieben wird. Du hast schon viele Winternächte hier überstanden und du wirst es wieder tun, auch wenn dein Körper sich am Morgen zu taub anfühlen wird, um die Kälte noch zu spüren.

Die Luft ist kalt, grau und klar, aber deine Hände sind warm. Der Mann an der Straßenecke hat dir Maroni geschenkt. Du führst sie langsam an den Mund, kaust. Die Hitze verbrennt dir die Zunge.

Busse, Baustellengeräusche und vorbeihastende Passanten haben die Stille längst vertrieben, halb Graz geht an dir vorbei. Manche Blicke streifen dich kurz, einige oberflächlich, andere verstohlen. Ein kleines

Mädchen bleibt stehen, den Daumen im Mund, die schwarzen Locken unter einer flauschigen Rentiermütze versteckt. Es starrt dich aus gro-ßen, neugierigen Augen an, findet dich faszinierend, denn du wirkst anders als die meisten anderen Menschen. Irgendwie tust du ihm leid, denn du zitterst unkontrolliert. Dann nimmt seine Mutter es bei der kleinen Hand, ermahnt es, die Finger nach dem Busfahren nicht in den Mund zu stecken und zieht es weiter.

Du sitzt auf deiner Bank, starrst ins Leere und schälst die Maroni, müde von der Realität.

Der Nachthimmel ist samtblau von dem klaren Wetter, aber du siehst nur die Jakominiplatzsterne. Wie ein von Menschen aufgehängtes, na-hes Firmament, um den wenigen nächtlichen Spaziergängern den Weg zu weisen, denn es ist Dienstag und meistens bist nur du da.

Schritte auf Asphalt durchbrechen die nächtliche Stille, als ein junger Mann an dir vorbeispaziert. Sein Blick streift dich nicht, denn er hört Musik aus seinen Kopfhörern und ist versunken in seiner eigenen klei-nen Realität.

Ein weiterer Schluck aus der Flasche, damit die Kälte in deinen Gliedern von der Wärme im Magen vertrieben wird, aber heute hast du sie schon leer getrunken. Du bemerkst es kaum.

Es ist ein klarer Wintermorgen, der Himmel ist so blau wie die Kälte und die Lungen der Dame schmerzen schon nach wenigen Schritten im Freien von der frostkalten Luft, ihre Wangen sind rot angelaufen. Sie eilt in Richtung ihrer Straßenbahn, denn sie ist schon spät dran für ih-ren Zahnarzttermin. Ihr Blick streift deine Bank, huscht weiter, stockt, huscht zurück und bleibt an dir hängen.

Dieses Mal zitterst du nicht, deine Lippen sind blau angelaufen. Die Fla-sche liegt zerbrochen neben deiner Bank.

Der Himmel ist tintenschwarz vor lauter Nacht und sturmdunkel vor

lauter Wolken, man sieht die Sterne nicht. Aber die Lampen am Jakominiplatz brennen, um nächtlichen Spaziergängern und freiheitsbetrunkenen Jugendlichen den Weg zu weisen, denn es ist Samstag.

Lachende Stimmen durchbrechen die nächtliche Stille, als eine Gruppe junger Menschen an deiner Bank vorbeigeht. Ihre Blicke streifen sie kurz, sie halten inne, aber da ist nur Leere und sie widmen sich wieder ihrer Realität aus Wochenende und Schulaufgaben, die Zukunft irgendwo ein stilles Licht in der Ferne und nicht gefangen in der Nachtbeleuchtung eines zentralen Umsteigeplatzes.

Denn die Sterne sind nicht echt am Jakominiplatz.

Ein Schuss in die Milch

VERA KOZERCHUK-PISNYACHEVSKAYA

Für jeden Atemzug gibt es ein nicht getrautes Wort.

Für jede Umarmung einen geheilten Augenblick.

Für jeden Herzschlag eine ungewollte Liebe.

Ich wusste nicht, was deine Lieblingsfarbe ist,

ich wusste nicht, was du dir gern zum Frühstück machst

und ob ein Blumentopf an deinem Fenster steht.

Ich wusste aber, dass du dich erinnerst, dass ich bei Nacht Sonette lese

und welche U-Bahn ich zur Uni nehme.

Ich wusste auch, dass deine Katze „Katze“ heißt.

Auch ist dein Blick mir nicht entgangen, als wir nebeneinandersaßen,

mir ist auch nicht entgangen, wie unsere Hände sich beim Gehen berührten

und wie du schmunzeltest, als ich dich 'Teddybärchen' nannte.

Ich konnte ja nicht wissen, dass all dies dir nichts bedeutet,

dass deine Tür verschlossen war für dieses Feuer,

dass ich dir mit blutverschmierten Händen überreichte.

Ich konnte auch nicht wissen, dass dieser Funke

für dich ein reines Spielen war mit mir,

die sich nicht atmen traute, standest du nur nah.

Du konntest aber auch nicht wissen, dass du nicht gar der Erste warst,

für den das stumme Feuer brannte.

Vor einer abgesperrten Türe leg ich es nicht ab.

Zur Gänze hättest du mein Herz für dich bekommen,

zur Gänze hätte meine Liebe dir gehört.
Doch hinter Gittern ist die Tür zu deiner Seele,
bin ich bloß kein Schmied,
um dieses Eisen aufzubrechen.
Drum nehme ich mein Feuer wieder mit.

HerzKreislaufschmerzen

VICTORIA MÜLLER

Es war einmal, da gab es kein Ende.
Die Ungewissheiten waren Meere
ohne Nichtschwimmerbereich.
Ein bisschen mehr als ich bin und sein kann,
also laufe ich im Kreis.
Bedeutetest du mir zu gehen,
ich wäre nur ein Vergehen
wie Ebbe und Flut.
Sind wir nicht über diese Eitelkeit hinaus?
Denn eigentlich kann man
ein Meer wie Tränen
tröpfchenweise
aufsammeln,
verdampfen,
schlucken,
dass am Ende
nur wir dastehen,
denn wir sind nicht mehr
als das, was Salz für die Ewigkeit zu bewahren weiß,
denn wir sind nicht mehr
als ein Perpetuum mobile:
Jeder für sich
und ein ewiges Kreislaufen,
nicht?

Jeder für alle.
Ich weiß,
es gefällt,
wenn ich lächle,
ich will dir ein Perpetuum mobile sein,
dein kleines Karussell,
drehe mich im Kreis um dich,
ich denk, dass du das willst.
Es gefällt nicht,
wenn ich schwächle.
Ich bin deine Energiesparlampe,
Alles, was dir fehlt zum geringsten Aufwand,
gerne eine Lieblingsschlampe,
so billig wie du, danke.
Weißt du wie sehr schön du bist?
Sonst fehlen die Konturen um das ich herum,
und dann dampft man aus Versehen mit dem Meer davon.
Stell dir vor, ich sei eine in Salzwasser eingelegte Olive -
bitte entkerne mich, bevor du mich verzehrst,
(nage das Fleisch sorgfältigst ab, um nichts zu verschwenden),
sonst könnte es dich von innen heraus zerreißen,
und das wollen wir nicht.
Sei mir ruhig ein Risikofaktor.
Deine Anstößigkeiten brauche ich,
denn ein Perpetuum mobile
ist höchstens in einer idealen Welt möglich,
also muss man mich anstoßen,

Danke.
Wir wollen doch alle eine ideale Welt,
also gehen wir doch das erste Kreislaufen?
Wer wenn nicht wir und so weiter,
denn dann bin ich,
statt unendlich oder zu klein.
Ich will Konturen
die so sehr sind,
dass sie schneiden
wie klärendes Meerwasser im Auge,
solange du mich nicht verstößt.
Ich will für dich kardiovaskulär schreien.
Mein Herz ist zu leise.
Wir reden über gemeinsames Schreien,
aber warum ist da Einsamkeit.
Nichts als Einsamkeit und Ungewissheit,
obwohl wir sie so sehr wegschreien wollen,
dass die Adern Meere werden.
Wer Angst braucht, um zu rennen,
ist auf weitere Energiezufuhr angewiesen.
Ich will nicht gegen die Gesetze der Thermodynamik verstoßen,
weil ich nicht kann.
Was willst du?
Die Gesetze der Thermodynamik habe ich verstanden, dachte ich,
aber warum ist da Zusammenhang.
Die Unmöglichkeit ist ein Meer
und sie dreht sich dahin,

dass ich nicht mehr
zu schwach bin,
weil ich es nie war?
Du beschreibst deine Tränen mit wässrigen Worten
und trockenen Augen,
du bist schwach,
und ich weine und halte aus,
ich bin es satt.
Wohin mit der Wut? Ich weiß,
du hast keine Antwort,
also öffne die Augen für meine.
Also lasst uns schwimmen lernen,
was, wenn nicht das,
Ich habe uns ein Meer geweint,
aber nicht angefangen,
wir wollten nicht,
und es versickert,
weil wir, statt das Weinen zu verfeinern,
angefangen haben,
den Herzschlag Herzschlag sein zu lassen.
Es ist nun so geworden, und ich will kein Ende.

Liebe Naomi

NAOMI MUZICANT

Liebe Naomi,

ich kann es gar nicht in Worte fassen, wie sehr ich mich freue, zum ersten Mal seit meiner Existenz einen Brief erhalten zu haben. Ich bin immer so neidisch auf die Liebe, die fast täglich Post bekommt, und auf den Tod, der auch hin und wieder Nachrichten kriegt. Naja, aber um ehrlich zu sein, vielleicht doch eher auf die Liebe, der Tod erhält sicher keine sehr fröhliche Post.

Keine Sorge, das Selfie habe ich nicht vergessen, jedoch tut es mir sehr leid, dir berichten zu müssen, dass ich dir kein Foto von mir schicken darf. Der liebe Gott wäre kein großer Fan davon.

Das mit dem „Auftauchen, wenn mich niemand haben will“ tut mir echt leid. Ich versuche eigentlich immer genau dann zu erscheinen, wenn meine Zeit gekommen ist, jedoch schaffe ich das nicht ganz so, wie es mir vorschwebt. Könntest du mir vielleicht dabei helfen? Ich bin mir sicher, wenn mir ein echter Mensch den Rücken stärkt, dass ich mich dann besser in eure Lage hineinversetzen kann.

Zu deiner Frage bezüglich des Zweiten Weltkriegs: Ich weiß, gar nicht, wie ich das ausdrücken soll, aber leider habe ich wirklich verschlafen. Als ich am 2. September 1945 endlich aufgewacht bin, hatte ich so ein schlechtes Gewissen, das kann man sich gar nicht vorstellen. Es tut mir so unendlich leid, dass ich ausgerechnet da meine Finger nicht im Spiel hatte.

Dass du dir schwertust, dich von Sachen oder Tätigkeiten zu trennen, ist natürlich eine schwere Sache, die bestimmt nicht nur dich betrifft. Ich verspreche dir, in Zukunft ein etwas deutlicheres Zeichen zu setzen, wann ich auftauchen werde. Meinst du wirklich, die Menschen würden mich mehr mögen, wenn ich etwas mehr Vorwarnungen ausschicken würde? Wenn das wirklich so ist, werde ich mir etwas einfallen lassen, um das auch zu tun. Darauf kannst du zählen!

Ja, leider haben die Liebe und ich eine Art „Hassbeziehung“, daher mische ich mich öfters bei ihr ein. Ich kann es auch gar nicht gescheit in Worte fassen, aber diese Typin hat manchmal echt einen Knall! Naja, eigentlich stimmt das, was du sagst, in der Liebe sollte es nichts geben, was sie beendet, außer den Tod. Also, wie du dir vielleicht vorstellen kannst, ist es in unserer Welt eine Art „Zwei-gegen-Eine-Geschichte“. Aber wenn ich ehrlich bin, glaube ich, macht es der Liebe nicht viel aus, die hat ja ihre großartigen Liebesbriefe, mit denen sie sich beschäftigen kann. Und da hattest du sogar recht, der Tod ist einer meiner besten Freunde, ich übernachtete mindestens zwei Mal die Woche bei ihm, aber ich verrate dir ein Geheimnis: Lieber wäre es mir, wenn der Tod bei mir schlafen würde, bei ihm ist nämlich alles so dunkel und düster.

Es ist so schön zu hören, dass auch du dir eine unendliche Liebe wünschst. Keine Sorge, meine Pfoten und die vom Tod bleiben da weg, das kann ich dir versichern!

Nochmals, vielen vielen Dank für deinen Brief, hoffentlich konnte ich dir mit meinen Antworten das geben, wonach du gesucht hast!

Und ja, man sieht sich ganz sicher, wann auch immer...

Dein Ende

Du oder ich?

MIA ÖGG

Alles ist dunkel. Ich höre nichts, ich sehe nichts. Doch da ist etwas. Etwas in mir. Bist es du? Alles, was ich weiß, vermischt sich in meinen Gedanken zu einer dickflüssigen Masse. Nichts ergibt mehr Sinn. Und plötzlich ist da eine Lichtung. Umgeben von Bäumen, die so unerreichbar sind, wie du es in diesem Moment für mich bist. All das überwältigt mich. Ich habe keine Ahnung, wie lange ich schon auf dieser Lichtung sitze. Stehe? Ich stehe ... Seit wann? Ach egal.

Vor mir ist ein Lagerfeuer. Wie lange schon? Ich weiß es nicht. Es wärmt mich und lässt mich doch vor Kälte zittern. Jemand betritt meine Lichtung, auf der ich mich jetzt schon so lange befinde. Es ist eine Schattengestalt, so unscheinbar und zugleich auffällig wie ich es einst war. Doch diese Zeiten sind lang vorbei. Sind sie es? Der Schatten ... so nenne ich ihn ... sie? ... setzt sich zu mir. „Wie geht es dir, alter Freund?“ Das fragt er mich. Ich schaue ihn an. Ich weiß die Antwort nicht. Ich kann nicht, oder will ich nicht antworten? Er schaut mich an und lächelt traurig, so als würde er es bereuen, mich gefragt zu haben. Habe ich etwas falsch gemacht? Wir sitzen eine Weile einfach nur da. Still und unbewegt.

Dann wache ich auf.

Nein ... ich schlafe ein. Ich atme ... dann ertrinke ich. Finde mich in der tiefsten Höhle wieder und dann doch am höchsten Berg. Springe von einer Brücke und lande im sanftesten Bett. Du fragst dich sicherlich, wer ich bin ... nicht wahr?

Ich bin mir selbst nicht sicher, aber ich denke, ich bin deine Angst, deine Sehnsucht, dein Verlangen zu sterben und dein letzter Wille zu leben. Deine Motivation weiterzumachen, wenn ich dich dazu gebracht habe aufzugeben. Ich bin alles, was du fürchtest und alles, was du liebst, alles, was du hasst. Ich bin, was immer du willst, das ich bin. Für immer bei dir. Für immer du.

Bär ist gleich Bär

YIANNIS PAGGER

„Bär ist gleich Bär, verstehst du? Du kannst nicht zwei Bären nebeneinanderstellen, die das Gleiche machen, den gleichen Honig fressen, gleich ausschauen, und sagen, dass die nicht der gleichen Tierart angehören! Was denkst du dir dabei überhaupt? Wie weltfremd musst du sein, um das da nicht einen Bären zu nennen?“

Die alte Frau redet verärgert und mit fliegenden Falten im Gesicht auf mich ein. Der Lavendelkranz, den sie um ihren Kopf gebunden hat, strömt einen etwas penetranten mediterranen Geruch aus.

„Schau dir das an: Der ist braun, er hat eine Schnauze, zwei Augen, eine Zunge, genau die gleiche Kopfform wie der andere da. Das sind beides Bären.“

Während sie das sagt, hält sie sich die geballten Fäuste wie Bärenohren an die Stirn und macht einen bösen Blick, um einen Bären nachzustellen.

All das, während wir in einem bis zum Anschlag gefüllten Schweinetransporter sitzen. Ich habe es mir inzwischen auf dem Rücken eines der Schweine gemütlich gemacht, die alte Frau ist immer noch eingezwängt zwischen zwei Tieren.

Außerdem sitzt besagter Bär vorne im Wagen, und kratzt sich gerade am Hinterkopf. Die Schweine halten sicherheitshalber etwas Abstand, was bei den engen Verhältnissen nicht gerade leicht ist.

Ein Rumpler geht durch den Laster, ich hebe kurz mit meinem Schwein in die Luft ab, und fühle mich wie auf einem fliegenden Teppich.

Der Flug ist schnell wieder vorbei.

„Ich glaub, der Lavendel hat dich beeinflusst. Ich kann wirklich nur EINEN Bären sehen. Und das, und das, und das und alles da daneben ist ein Schwein. Das garantiere ich dir“, sage ich ihr extra ruhig. Das habe

ich schon oft probiert. Seit wir in diesem Wagen sind, hat sie schon an die zehn Mal versucht, mich davon zu überzeugen, dass hier ZWEI Bären sind. Inzwischen habe ich es aufgegeben, lustlos drehe ich mich von ihr weg.

„Wirst du mich wohl anschauen? Hilf mir wenigstens auf ein Schwein. Ich erstick da, wo ich jetzt bin!“

Mit einem lauten Seufzer schiebe ich mich über die rosigen Rücken zu ihr hinüber.

„Ich hab’ überhaupt keine Lust, dass ich mich anfliegen lass’ von dir!“, spucke ich ihr ins faltige Gesicht. „Lass mich ab jetzt in Ruhe, und ich helf’ dir raus.“

Sie weicht meinem Blick aus.

„Okay“, sagt sie. Dabei starrt sie beschämt oder weiß-ich-wie auf eine der Spalten in der Wand, die die Sicht auf die Welt draußen freigibt.

Flaches Land, Weizenfelder überall.

„Hol mich rauf!“

Ich strecke ihr meine Hand entgegen, sie hält sich daran fest, und zieht sich hinauf. Auf allen Vieren kraxelt sie auf das größte Schwein. Ein Eber. Oder eine große Sau. Sie setzt sich im Schneidersitz hin. Ich rutsche wieder zurück zu meinem, zum Glück habe ich es vorgewärmt.

Alles ruhig.

Ich schaue zum Bären hinüber. Ihm fallen die kugelrunden braunen Augen schon fast zu. Doch da fährt der Wagen wieder in ein Straßenloch, und mit einem angenehmen Gefühl im Bauch hebe ich ab, und schwebe zwei Schweine weiter direkt vor den Bären. Der schaut kurz auf, dreht sich dann aber grunzend zur Seite und rollt sich ein.

Stille, nur das Rauschen der Straße ist zu hören.

Etwas kracht!

Plötzlich öffnet sich eine Klappe in der Seitenwand, ein Schwall faustgroßer blauer Styroporquader gießt sich über die nahestehenden Tiere. Dann klettert ein Mann heraus, und fällt in den Styroporhaufen. Plumps. Er ist weg. Doch dann sehe ich ihn bedacht aufstehen, er trägt einen edlen schwarzen Anzug. Als er sich zu mir umdreht, fällt mir auf, dass er etwas in der Hand hält. Eine Heißklebepistole.

„Uiui, es riecht schön nach Lavendel da drinnen. Hätt’ ich mir in einem Schweinetransporter anders vorgestellt“, er steht jetzt weit grinsend vor uns, die Heißklebepistole zum Abschuss bereit. Seine Augen wandern von einem Schwein zum anderen. Mich und die Frau beachtet er gar nicht.

Doch sie ruft ihm gleich aufgeregt zu: „Bitte, sagen Sie ihm doch, dass da zwei Bären sitzen!“ Sie deutet mit weit ausgestrecktem Zeigefinger auf mich.

Er ignoriert ihre Frage: „Ach, Sie sind die Ursache für den Geruch? Ich glaube es reicht, sie können den Lavendelkranz abnehmen. Wie dem auch sei, ich habe Ihnen diese Styroporbausteine mitgebracht, damit Sie sich was Hübsches damit bauen können. Am besten einen Tisch. Es gibt ja keinen sonst, in dem Wagen.“

„Und mit der Heißklebepistole sollen wir sie zusammenpicken, oder wie?“, spottet die alte Frau.

„Nein“, ich bin euer Kellner. Und mit dieser Heißklebepistole...“ – er spritzt lässig zwei, drei heiße Plastikfäden in die Schweinemenge – „... werde ich euch die Trinkgläser gießen. Wobei: Jetzt wegen den Fahrtunebenheiten könnten sie etwas schief werden. Ich hoffe, ihr verzeiht mir. Der Bär kann übrigens auch mittrinken, aber...“

„Der zweite auch?“, unterbricht die Frau den Kellner wieder.

Er schaut sie verständnislos an. „Sie sind schon seltsam. Welcher zweite Bär? Egal, wo war ich... Ah ja, er kann gerne mittrinken, aber die Schweine müssen bitte nüchtern bleiben, sie können nachher gerne

die Styroportelle fressen. Schweine fressen übrigens alles, auch Steine. Ist das nicht witzig?“

Ich lache, wahrscheinlich nur wegen der coolen Art des Kellners.

Die alte Frau versteht oben und unten nicht mehr: „Aber... der zweite Bär?“

Der Kellner beachtet sie nicht mehr. Er schlägt sich durch die Schweine auf die andere Seite des Wagens. Dort stellt er sich vor die Wand. Und zieht eine Lade heraus. Er zaubert ein Holzbrett hervor. Sogleich streicht er ein weißes Taschentuch über einen Schweinerücken, und setzt das Brett darauf.

Und dann beginnt er mit der Heißklebepistole drauf zu tröpfeln.

„Im Prinzip, meine Schweine, und Bär, und Menschen, funktioniert das wie ein 3D-Drucker: Man setzt eine Schicht über die andere, bis man das fertige Glas erhält. Ich lass’ euch die Pistole nachher eh da, dann könnt ihr das auch ausprobieren. Aber wichtig...“ – er unterstreicht das Ganze mit dem Heben seiner Augenbrauen – „...ist die Leidenschaft. Ohne Leidenschaft, schafft keiner mit einer Heißklebepistole ein Glas.“

Gespannt hören alle im Wagen zu, sogar der Bär hat seine Augen geöffnet und seine Ohren erwartungsvoll aufgerichtet.

Doch plötzlich ein lautes Quietschen. Der Transporter legt eine Vollbremsung hin.

Bumm.

Ich hebe ab, und sause auf den Kellner zu, und alle Schweine mit mir mit. Er hebt abwehrend die Heißklebepistole. Wir fliegen. Gerade, als seine schwarzen Haare meine Nase streifen, und der Lavendelkranz neben mir in der Luft hängt, drückt er ab.

Alles passiert so schnell, dass ich nur mitkriege, wie ich einen Köpfler in den Styroporhaufen mache, dann ist alles blau.

Als ich auftauche, ist der Transporter wieder in Fahrt. Im Eck des Raumes liegen alle Schweine, zusammengeklebt zu einer Traube. Der Kellner ist weg. Ich sehe mich um. Nichts. Kein Bär, keine Frau. Ich schüttele mir die blauen Bausteine von der Kleidung und strecke mich. Endlich Platz.

„Kannst du mir bitte herunterhelfen?“, schreit energisch eine Stimme über mir. Ich reiße den Kopf nach oben. Da hängt sie, die alte Frau.

„Endlich sind die Bären weg“, flüstert sie mir lächelnd zu, als ich sie herunterhebe

„Ich wollte das Trinken sowieso nicht teilen, lass uns anstoßen“, sage ich.

Und so trinken wir im nunmehr freigeräumten Raum. Ohne Tisch und ohne Gläser, nur mit unseren Händen als Trinkschalen. Und natürlich geben wir auch den Schweinen etwas, zumindest denen, die am Haufen außen kleben.

Hurghada

PHILIP PECORARO

Sonntage machen sie traurig. Sehr traurig sogar. Sonntage machen sie so traurig, dass sie nicht einmal fernsehen möchte. Dabei hat sie nichts zu tun, außer fernzusehen. Aber heute nicht. Heute ist Sonntag.

Sie ist achtzig und kann nicht mehr gehen. Langsam rollt sie sich in die Küche. Ihr Rollstuhl reißt kleine Stücke aus ihrem Flokati und verteilt die Fransen im Wohnzimmer. Der Flokati ist sehr staubig und ihm fehlen bereits viele Haare. Sie hasst den Flokati. Doch sie kann ihn nicht tauschen.

In der Küche belohnt sie sich mit einer Zigarette. Zigaretten sind ihr Laster. Aber sie kann nicht aufhören. Sie sagt, wenn sie aufhören würde zu rauchen, dann hätte sie gar nichts mehr zu tun. Außer fernzusehen. Aber das macht sie sonntags nicht.

Abends isst sie ein Schlemmer-Menü für die Mikrowelle. Paprikahenderl mit Eierspätzle. Eigentlich schmeckt es ihr nicht, aber es ist so praktisch. Früher hat sie noch oft gekocht - für die Enkel. Schnitzel gab es da und Kalbsbries. Aber wo bekommt man heute noch ein gutes Bries? Die Enkel kommen auch nicht mehr.

Sie ist einsam.

Montag ist beim Wirten Jausentag. Sie freut sich schon die ganze Woche. Hat sich extra die Bluse waschen lassen, vom netten Zivildienner. Er kommt immer samstags. Aber heute nicht. Heute ist Montag.

Mühsam rollt sie im Rollstuhl vor die Wohnungstüre, schließt ab und will zum Lift. Mehrparteienhaus, vierter Stock. Der Lift ist sehr eng und es riecht nach Urin. Sie war das nicht, denkt sie sich, ihre Windel ist trocken. Ihr Bus rollt an. Es ist ein spezieller Bus, ein Behindertentransport, doch sie ist nicht behindert. Nur etwas eingeschränkt.

Im Bus darf sie nicht rauchen und es gibt keinen Fernseher. Nur einen Busfahrer, Herrn Zatlökal. Doch Herr Zatlökal sagt nie etwas. Während der Fahrt nicht mit dem Fahrer sprechen. Sie schläft ein und träumt von Ägypten. Da war sie einmal – in Hurghada – hat ihr sehr gefallen. Schön warm war es da. Herr Zatlökal hält an und sie wacht auf. Endstation Poppendorf.

Beim Wirten dann die Jause. Es ist Winzerjause. Mit Schinken, Käse, Brot und einem Achterl Veltliner. Den Wein bestellt sie für ihre Pumpe. Weil sie sagt, so viel wie sie raucht, kann das die Pumpe nicht mehr lange mitmachen. Am Schluss isst sie die Ölpfefferoni und ein Ei. Dann raucht sie eine.

Sie ist krank.

Dienstags kommt der Sohn. Er wohnt in Mattersburg und hat wenig Zeit. Er kommt mit seinem Opel GT. Am Wochenende fährt er sie manchmal zum Einkaufen. Aber heute nicht. Heute ist Dienstag.

Der Sohn bringt ihr die Post, es ist Reklame. Immer, wenn der Sohn in die Wohnung kommt, holt er vorher tief Luft. Er reißt alle Fenster auf - der Qualm bleibt. Sie sagt, er will sie in ein Altersheim geben. Sie will nicht. Zum Sterben reicht ihr dieses Loch, sagt sie. Seit acht Jahren sagt sie das.

Er hilft ihr ins Bad und hebt sie in die Dusche. Sie duscht nicht oft, alleine kann sie das nicht. Sie stinkt aber nicht, meint sie. Wenn sie nicht duscht, nimmt sie einen Duft, den hat ihr die Sparkasse geschenkt. Der Sohn hat ihr eine neue Bluse gekauft, eine blumige aus Polyester.

Nach der Dusche geht der Sohn. Er drückt sie kurz, dann geht er. Sie legt Patienten. Das Tischtuch, auf dem sie die Patienten legt, ist fleckig und angestaubt. Ihr macht das nichts. In der Hälfte der Patience schläft sie ein. Sie sitzt ganz ruhig im Rollstuhl und schnarcht leise.

Sie ist müde.

Am Mittwoch sieht sie fern. Sie sieht viel fern. An Donnerstagen geht sie gelegentlich zum Seniorenbingo. Hat sogar mal etwas gewonnen, beim Bingo. Aber heute nicht. Heute ist Mittwoch.

Im TV läuft die Barbara-Karlich-Show, es geht um Lungenkrebs. Doch sie ist gelangweilt und zündet sich eine Zigarette an. Sie wird sehr müde.

Der Schlaf packt sie rasch, und sie lässt alle Glieder von sich fallen. Der Fernseher rennt weiter. Die Zigarette glimmt kurz auf und fällt in den Flokati. Der Flokati ist sehr trocken. Er brennt sehr schnell. Und er brennt sehr gut.

Aber sie träumt von Hurghada und merkt nichts. Die Flammen haben sich inzwischen ausgebreitet und schleichen über den Flokati zum Esstisch. Das Tischtuch entzündet sich zügig, so auch die Patience und das Paprikahenderl. Es riecht nach verbranntem Plastik und nach Patience. Nach Schlemmer-Menü und nach Sparkassen-Duft. Und nach Flokati.

Bald lodern die Flammen in der ganzen Wohnung. Sie schläft weiter. Im Traum ist sie am Strand. Auf einer weichen Sonnenliege liegt sie und sie schwitzt sehr stark. Muss an der ägyptischen Hitze liegen. Und an der blumigen Bluse. Die aus Polyester.

Im Fernsehen spricht Frau Karlich von starker Tabaksucht bei Senioren, während die Außenhülle des TV langsam schmilzt. Frau Karlich erklärt, wie man mit dem Rauchen aufhören könnte. Aber das hört sie schon gar nicht mehr.

Sie ist längst in Hurghada.

Schattenspiel

MERLIND RAIBLE

Ich schreite
auf schwarz-weißen Feldern
und mit jedem Tritt
erklingt das Ticken
deiner Uhr.
Ich gehe
vorbei an
Figuren.
Gemeißelter Marmor
und
schwarzer Basalt.
Ich ziehe
den weißen Turm,
f1:
Schach.
Deine Stimme zittert,
„Rückzug auf e8“
doch ich drehe mich nicht um.
Dame e6.
„Turm g7.“
Stille Tränen
laufen

meine Wangen
herab.
Läufer g5.
Und
wo sie
auf die
Quadrate fallen,
erblühen
dunkle Lilien.
Ich erinnere mich.
„Schwarze Dame auf d7.“
Sie,
die über dich redete, als wärst du
nur ein unterhaltsames
Spiel,
das man,
einiger Runden müde geworden,
durch ein Neues ersetzen kann.
Und du hast mitgespielt,
gehorsame Puppe.
In diesem Moment
habe ich
das feine Glas
zerbrochen,
mir die Splitter dorthin gebohrt,

wo es am meisten
brennt.
Weil ich nicht
zu einer
Spielfigur
in deiner
Partie
werden wollte.
Wellen schlugen gegen spitze Felsen,
spuckten mir kalten Tang entgegen.
In meiner Seele herrschte
Sturm.
Ich verbot mir, zu träumen,
Mitternachtsaugen.
Läufer g6: Schach dem König.
Und eine Zeit lang ist mein Herzschlag verstummt.
Warum weine ich
über dein Schweigen?
Verlassen
hast du mich gefunden.
in deine Arme
genommen.
Wenn du lachst,
sickert Licht
durch die Baumkronen.

„Turm schlägt Läufer.“
Ich habe keine Angst mehr
Vor der tobenden Flut,
dem Abgrund.
Weil ich weiß,
dass ein Teil von dir
auch mir gehört.
Weil ich gelernt habe,
mit deinem Schatten
zu tanzen.
Ich drehe mich um.
Weißer Dame auf g6.
Dein Blick ist
gesenkt,
du
weichst zur Seite.
„Schwarzer König auf d8.“
Turm f8: Schach dem König.
Noch einmal lässt du
die schwarze Dame
dazwischen ziehen.
Hörst du
die Zeiger?
Dame schlägt e8.
Jetzt erst schaust du auf.

Und
in deinen Augen
spiegle ich
mich wieder.
Nur,
dass ich,
statt
aus reinem Weiß,
zu gleichen Teilen auch aus
Schwarz
bestehe.
Du bist der Schatten.
Du bist das Licht.
„Matt“ – ein Hauch auf meinen Lippen.
Mitternachtsaugen,
wann wirst du lernen?
*Jetzt beginnt das
echte Spiel.*

Fremde Iris

MAJA SAILER

1er Straßenbahn. Rathausplatz.

Der Raum ist ruhig, die Luft zu warm. Ich sitze dir gegenüber.

Dunkelgraue Bleistiftadern ziehen sich über den Asphalt der Ringstraße, brechen sie auf, sprengen sie, treiben einen Keil in die Stadt, Wortsplitter spritzen in alle Richtungen, zerfurchen die Haut der Leinwand und doch bleiben wir unberührt, unverändert, gleichgültig.

Parlament.

Ich bin ich und du bist jeder im Raum. Wir kennen uns nicht, blicken uns in die Augen, erkennen, benennen so viel außer das Gegenüber, spüren die eigene Angst vor dem Nichtwissen, sehen nur uns selbst, klein.

Als Stilleben. Pupillenspiegelbild.

Verkennen nicht erkennen, kennen auch ihn nicht, wenn dann nur in Form von nutzlosen, rundgelutschten, bereits tausendmalgedachten Worten, als loses Gekritzel, als Druckertinte auf Papier, als dunkler Pixel auf hellem Bildschirm, den Krieg. Den echten, anderswo, den aus Farbe nicht aus Bleistift. Wir wollen ihn auch nicht kennenlernen.

Niemand will das.

Volksgarten.

Wir atmen die Luft einer behüteten Vergangenheit, sind Kinder des Friedens, Frieden in unseren Zeichnungen, kennen nur den Geschmack von harmlosen Sorgen und doch werden wir überflutet von dunkelschwarzen Sätzen, haben gelernt die Wortsplitter und Bleistift-
risse auszublenden, zu verdrängen, um unsere eigene Aquarellblase zu beschützen, sehen uns selbst nie nackt, kleiden uns in Privilegien,

ersticken fast an ihnen, an unserer eigenen Unwissenheit, sind unsensibel geworden, schweigen gerne, sind trotzdem süchtig nach mehr, mehr schwarzen Worten, je schwärzer desto besser, ertrinken an unserem Versuch, den eigenen Pinselstrich zu überwinden.

Verkennen unsere eigene Verblendung.

Heldentor.

Du und ich, wir sind keine Helden. Draußen wird die Welt niedergeschrieben, zerschrieben, zerrissen, verbrannt, aber wir, wir fahren weiter mit dem 1er, vorbei an Skulpturen, die uns erinnern, uns nicht vergessen lassen, uns ins Gesicht brüllen sollten, dass es kein Schwarz, kein Weiß gibt, kein Ende, kein Gut, kein Böse.

Und doch Böses.

Uns zeigen sollten, dass wir endlich lernen müssen, nicht nur unser eigenes Spiegelbild in den Pupillen der anderen zu sehen, sondern die Farbe deren Iris.

7 Blumen

LISA SCHILLHAMMER

7 Blumen, ich gehe den Weg entlang. Der Regen ließ mich aussehen wie damals. Sie waren nicht da, nur die Straßenlampen erleuchteten einzelne Stellen auf der Straße. Manchmal fragte sie sich, wann sie es endlich verstand. Die Pflanzen glitzern. Wann würde sie endlich mit einer nach Hause kommen. Ich warte auf das grüne Licht. Dieses Mal, sie schwor sich, dieses Mal war es anders. Ich wartete, die Straßen leer. Tatsache war, sie hatte es noch nie geschafft, der Grund dafür? Keine Autos, doch ich hatte mich schon immer an Regeln gehalten, deswegen wartete ich. 47 Minuten, die Sekunden kann ich nicht sagen. Endlich wurde es grün. Wenn ich sagen würde, 30 Sekunden, wäre es eine Lüge. Ein kaputter Regenschirm, allein und ein Kinderlächeln.

6 Blumen, ich entschied mich, durch den Park zu gehen. Sie geht immer durch den Park, man könnte es fast schon eine Tradition nennen. Ich schaute mich um. Sie liebte die Schaukeln. Die Schaukeln erinnern mich an meine Kindheit, deswegen hasse ich sie. Sie verbrachte immer mindestens eine Stunde im Park. fünf Minuten, dann war ich schon wieder auf den Straßen. Ein Blindenstock, eine Entschuldigung und ein Danke.

5 Blumen, ich habe Hunger, das Geschäft hat noch offen. Der Geruch vom frischen Gebäck ist das Beste. Sie liebte es, mit den Menschen dort zu reden. „Wollen sie die Rechnung?“ Ich nickte. Sie hatte immer Süßigkeiten genommen. 2,30 Euro weniger und ein Sandwich reicher. Eine Bitte, ein nettes Gespräch und zwei Lächeln.

4 Blumen, ich bin eine der wenigen, die Schule mag. Sie liebte schon immer die Schule. Sie ist zwar stressig, aber noch immer besser als meine Fliegen. Die Pausen voller Leben, die Stunden voller Wissen, die Personen voller Freundlichkeit, die Personen voller Hass, die Personen voller Gesichter und das Personal. Ein zweites Zuhause. Ein Zuhause ohne ihre Fliegen. Eine Begrüßung, eine Erinnerung und eine Umarmung.

3 Blumen, ich sah zum Himmel, der Regen wurde stärker. Sie ging auf die andere Seite der Straße und stellte sich unter ein Dach. Die Straßenbahn rast vorbei. Das Licht erhellt mich bis die Dunkelheit mich wieder umhüllt. Sie liebte das Licht. Es tat in den Augen weh. Eine Schande, dass sie in der Dunkelheit aufgewachsen ist. Eine dunkle Gasse. Sie war immer neugierig. Die Gasse ist voller Müll. Sie liebte es, im Müll Schätze zu finden. Es riecht schrecklich. Der Geruch hat sie normalerweise nie gestört. Ich ging weiter. Weitere Gassen. Mehr Müll. Das Zuhause von mir und meinen Fliegen war immer voller Müll. Ich glaube, sie mögen den Müll. Meine Fliegen räumten nie auf und wenn ich aufräumte, verlegte ich was Wichtiges. Ein Karton, ein Bellen und ein Viertel des Sandwiches.

2 Blumen, ich glaube ihnen nicht. Sie konnten nämlich nie sagen, was ich verlegt habe. Sie wusste, was sie verlegte, sie tat es absichtlich. Bis heute weiß ich nicht, was sie genau meinten. Die Straßen wirkten vertraut, bald ist sie zu Hause. Ich nehme einen anderen Weg. Der dauert um die fünf Minuten länger. Ich will, solange es geht, noch draußen bleiben. Meine Fliegen wird es sowieso nicht stören. Eine Decke, ein Schild und der Rest vom Sandwich.

1 Blume, ich bin fast da. Der Regen beruhigte sich langsam. Der Boden, die Ampel und das meiste Andere glitzert. Sie auch. Ich nicht. Um die Ecke, dann die Zweite links und wir sind schon bald da. Ich schaue mich um. Es sah noch immer gleich aus. Das meiste ist anders als damals. Vielleicht sind meine Fliegen nicht zu Hause. Ein Fall, eine Hand und Dankbarkeit.

0 Blumen, ich war da. Stille. Ich schloss die Tür hinter mir. Der Grund war mir selbst nicht bewusst. Ich würde schätzen, sie ist zu nett, oder Glück für andere ist einfach nur Pech für sie. Ich zog mir die Schuhe aus. Ich glaube aber nicht, dass Nettigkeit das Problem war. Ich hing meine Jacke auf. Ich glaube das wahre Problem war, dass sie müde war. Zu müde für mehr Blumen. Ich stand für eine Weile da. Sie drehte sich zu mir. Sie starrte mich an. Ich starre in den Spiegel. Es fühlte sich wie

eine Ewigkeit an, bis sie sprach. „Es tut mir leid“, sagte sie. Ich wusste schon was kommt. „Es sind wieder keine übrig geblieben“. Sie verbot mir zu sprechen. Eine weitere Ewigkeit. Ich bin weder wütend, noch enttäuscht. Ich weiß, wie müde sie ist. Morgen ist auch noch ein Tag.

Gelöscht

SOPHIE SCHUSTER

„G. Dan-Ken“ steht auf dem kleinen Schild am Holztisch. Geschlagene zehn Minuten warte ich, bis schließlich eine der Mitarbeiterinnen dieser Abteilung hinter dem Tisch auftaucht und mir bedeutet, mich zu setzen. Sie schiebt mir gelangweilt ein Formular hinüber, das ich brav ausfülle, während sie etwas in den Computer eintippt. Sobald ich den letzten Buchstaben geschrieben habe, reißt sie mir das Papier aus den Händen.

„Den können Sie behalten“, beschließt sie mit einem kritischen Blick auf den Kugelschreiber, den ich zurückgeben will. Ich sollte wohl aufhören, an jedem beliebigen Stift herumzukauen, bis dieser fast zersplittert...

Ihre dünnen Finger schieben die Brille auf ihrer Nase zurecht.

„Nun, Ihr Name ist also Text I. Dee, korrekt?“

Ich nicke stumm und versuche, meinen Kopf so zu neigen, dass einerseits das Sonnenlicht von draußen meine Augen nicht erblinden lässt und ich andererseits nicht allzu seltsam aussehe.

„Gut“, kommentiert G. Dan-Ken, „Und was führt Sie zu mir?“

„Ich...“ Meine Stimme zittert. Es ist mir zu peinlich. G. Dan-Ken zieht eine blau geschminkte Augenbraue hoch und schlägt ihre unnatürlich langen Wimpern auf und zu. Eins, zwei, drei, vier, fünfmal.

„Ich habe kein Ende“, murmle ich schließlich und falte meine Hände beschämt zusammen.

„Wie bitte?!“, fragt G. Dan-Ken viel zu laut. Ich bin mir nicht sicher, ob sie mich tatsächlich nicht gehört hat, oder ob sie nur für den dramatischen Effekt noch einmal nachfragt. Also wiederhole ich den Satz einfach.

„Ich habe kein Ende.“

Die Worte hallen in meinem Kopf immer wieder. Ich weiß, dass G. Dan-Ken weiß, dass ich weiß, dass wir beide wissen, was das bedeutet. Trotzdem erklärt sie es für mich, sodass wir beide über das Bescheidwissen des jeweils anderen Bescheid wissen.

„Ihnen ist bewusst, dass unsere Autorin keinen besonders strapazierfähigen Geduldsfaden hat. Ihnen bleiben meiner Meinung nach höchstens zwei Stunden, um ein akzeptables Ende zu finden.“

„Ja“, bestätige ich ein wenig abwesend.

„Und Sie wissen, was passiert, falls sie kein Ende finden sollten? Unsere Autorin wird ihr Word-Dokument verwerfen und Sie damit aus ihrem Gedächtnis löschen. Und ohne Textidee kann sie nicht am Wettbewerb teilnehmen...“

Ich stelle mir grausame Szenen vor, in denen ich einfach achtlos gelöscht werde. Dabei bin ich so eine gute Idee! Mein Anfang, meine lustigen Satzkonstellationen und all die Charaktere... Ich habe das alles in einer Tasche bei mir getragen, war am Weg zum Herzen der Autorin – und nun sitze ich hier und weiß nicht, wo das Ende ist. Und wie soll sie einen Text ohne Ende schreiben?

Mit einem kurzen Nicken verabschiede ich mich von G. Dan-Ken, die mich mitleidig ansieht, und spaziere dann zum Markt. Dort stehen überall Schilder.

„Charakterentwicklung, jetzt zum halben Preis“

„Ausgefallenes Vokabular, -20%“

„Kaufen Sie 2 Kapitel, bekommen Sie 1 Epilog gratis dazu!!!“

Nur was ich suche, kann ich nirgendwo finden.

„Verzeihung, haben Sie ein Ende gesehen?“, frage ich planlos durch die Menge.

Nein.

Nein.

Niemand.

Niemand kann mir ein Ende geben. Ich durchsuche abermals meine Tasche. Charaktere, Dialoge, spannende Wendungen, alles für eine wirklich gute Geschichte, eine gute Idee. Weil ich nämlich genau das bin – und da verursacht die Abwesenheit eines Endes ein noch größeres Problem. Als ich gerade wieder zusammenpacken will, greifen mehrere Hände nach mir und ziehen mich mit sich. Ich sehe die Charaktere und Dialoge aus meiner Tasche rollen und frage mich, ob ich sie je wieder in den Händen halten werde.

Und dann realisiere ich, dass ich vielleicht bald gar keine Hände, geschweige denn einen Körper haben werde.

Die Security-Leute ziehen mich in einen Lastwagen, schließen die schweren Türen und lassen mich alleine in der Dunkelheit zurück. Ich spüre, wie das Fahrzeug gestartet wird. Der Körper eines Menschen reagiert schon ziemlich empfindlich auf vollkommene Dunkelheit. Er wird dann meistens absolut orientierungslos. Aber bei Ideen ist das nicht so. Ich habe nur Angst.

Angst im Dunkeln, weil ich da die Schatten nicht sehen kann, die mich vor Gefahr warnen könnten.

Und Angst vor dem, was mir bevorsteht.

Eiskalte Fliesen unter meinen nackten Füßen. Es ist dunkel in dem Raum, in den sie mich bringen. Ich weiß, dass ich hier bin, weil ich gleich gelöscht werde. Nur verstehe ich nicht, warum sie mich jetzt schon holen. Es sind noch lange keine 2 Stunden vorbei...

Das Licht wird aufgedreht, meine Augen gewöhnen sich langsam an die Helligkeit.

Jetzt verstehe ich erst, wo ich mich befinde. Ich bin direkt hinter den Augen der Autorin, sehe alles aus ihrer Sicht. Ein leeres Dokument. Hätte sie mir ein bisschen mehr Zeit gegeben, ein Ende zu finden, könnte dort ich stehen. Mein Text. Aber ich bin nur eine rohe Idee ohne Ende.

Jemand räuspert sich und meine Aufmerksamkeit richtet sich auf die Person.

G. Dan-Ken steht vor mir.

In ihrer Hand liegt etwas, das mir bekannt vorkommt.

Mein Ende.

Sie grinst und wirft es auf den Fußboden, wo es zerbricht, wie Glas.

Ich spüre sofort Schmerzen durch meinen Körper zucken.

Wir Ideen sind nämlich mit den Bestandteilen unserer Texte verbunden. Ich starre G. Dan-Ken an. Woher hat sie mein Ende?

„Keine Sorge, Sie waren sowieso eine schlechte Idee“, kommentiert sie und greift in den braunen Stoffsack, den ihr einer der Security-Leute entgegenhält. Daraus holt sie meine Dialoge. Genau die, die ich so schön zusammengesucht habe.

„Woher haben Sie mein Ende? Und die Dialoge, die Charaktere, die - einfach alles!“

Sie grinst und zerbricht die Dialoge in ihren Händen. Ich sinke auf meine Knie und beiße die Zähne zusammen.

Sie hatte mein Ende von Anfang an. Aber ich verstehe nicht, warum sie das tut. Warum sie meinen Text zerstören will.

Vielleicht soll es einfach so sein, weil alle wirklich guten Ideen irgendwann vergessen werden.

Ich blicke nach draußen, durch die Augen der Autorin.

Das Dokument wird gelöscht.

Ich werde gelöscht.

Und das nur, weil ich kein Ende habe.

Tradition

CORNELIA SCHWARZ

1840

„Großvater, was machen wir hier?“, fragt Gustav, während er auf den See schaut. „Wir gehen Angeln und versuchen einen großen Fisch zu erwischen, damit wir mal wieder einen zu Abend essen können“, antwortet der alte Mann mit einem Lächeln, während er einen Wurm an den Haken hängt. Die Angel besteht nur aus einem Stock, einer Schnur mit einem kleinen selbstgefertigten Haken und einem Regenwurm daran. „Schau mir einfach mal zu und lerne.“ Der Mann wirft die Angelschnur aus und wartet. Gustav, auf einem Grashalm kauend, betrachtet seine Umgebung. Nichts außer Gras, Bäume und der See sind zu sehen. Stille, nur Vogelgezwitscher ist zu hören und das leise Plätschern eines kleinen Baches. Gelangweilt fragt der Junge: „Wieso dauert das so lange?“ „Manchmal muss man halt ein paar Stunden warten, bevor ein Fisch anbeißt“, entgegnet der Großvater geduldig. In diesem Moment beißt ein Fisch an und der Alte zeigt dem Kind, wie es den Fisch an Land ziehen kann. Das Lebewesen landet auf dem Boden und zappelt noch herum, bevor der Mann sein Leben beendet.

1900

„Gustav, wieso hast du mich und dein Enkelkind Karl hierhergefahren?“, fragt die alte Frau ihren Mann, während sie die Hand von Karl hält. „Ich will dem Kleinen, das Angeln beibringen und dachte mir, vielleicht wäre es besser, noch jemanden mitzunehmen“, antwortet der alte Mann. Der kleine Junge starrt auf den See und bemerkt drei Häuser um den See herum verteilt. Die Schönheit der Natur strahlt ihm entgegen. Er bekommt vom Großvater die Angel und genießt die Ruhe an diesem Ort. Nur das Plätschern des kleinen Baches ist zu hören, Vogelgezwitscher und etwas weiter entfernt Hundegebell. Karl nimmt die Angel, die mit einer einfachen Holzspule ausgestattet ist. Gemeinsam werfen sie die Schnur aus. Bald gelingt es ihnen, einen Fisch zu

fangen. Der Großvater lobt den Jungen: „Der ist sogar noch größer als der Letzte, den ich gefangen habe.“

1960

„Opa Karl, wohin fahren wir?“, fragt Michael, während er aus dem Fenster des Autos starrt. „Wir gehen Angeln“, antwortet Karl dem Kleinen und stoppt neben dem See. Er schaut sich um und sieht, die Baustellen um das Gewässer und seufzt. „Alles gut?“, erkundigt sich der Kleine. Der alte Mann nickt nur und nimmt die Angel mit Spule und Wickelautomat aus dem Kofferraum und hält die Hand des Jungen. Langsam gehen sie zum Ufer. Während sie sich umsehen, entdecken sie viele Häuser um den See, nur noch ab und zu ist eine Wiesenfläche zu erkennen. Michael riecht Rauch, der aus dem Haus neben ihm kommt. Kein Vogel singt, nur Kindergeschrei, Mopedlärm und Baumaschinen sind zu hören, kein Plätschern eines Baches. Der alte Mann richtet die Angel her und bindet einen Wurm an den Haken. „Okay, du passt jetzt auf, wie man angelt“, erklärt der Opa. Doch lange passiert gar nichts. Anscheinend gibt es nicht mehr so viele Fische.

2020

„Was haben wir denn vor?“, fragt Lukas ein bisschen genervt. „Wir fahren an den See, damit ich dir Angeln beibringen kann“, antwortet Opa Michael. Lukas rollt mit den Augen und murr: „Aber ich wollte doch so gerne zuhause bleiben.“ Der alte Mann schüttelt den Kopf und hält neben dem See an. Er wirft die Angel, die mit einer Stationärrolle mit Bremse ausgestattet ist, aus und gibt diese dem Buben. Nach einer Weile wird dem Kleinen langweilig und er schaut sich um, dabei bemerkt er wie sein Opa enttäuscht umherblickt. „Opa, was ist los?“, fragt er. Dieser antwortet leise: „Ach, ich muss an früher denken, als ich mit meinem Großvater hier gewesen bin und noch nicht alles verbaut gewesen ist.“

Der Junge sieht seinen Großvater nachdenklich an. Dann blickt er sich ebenfalls um. Er sieht Häuser, Hochhäuser, rauchende Fabriken, Straßen, dröhnende Autos, Lärm, hastende Menschen und das schmutzige Wasser, in dem er angelt. Abgase reizen seine Nase. Kein Schimmer von Natur ist zu sehen. „Opa, das muss damals schön gewesen sein.“ „Ja mein Junge.“ „Wieso gibt es das bei uns nicht mehr?“ Opa seufzt und erwidert: „Es gibt immer mehr Menschen, dann brauchen sie Platz. Jeder will immer besser leben und alles haben. Auf die Natur wird keine Rücksicht genommen. Der Mensch will nur Profit machen. Es wird gebaut und gebaut, keiner denkt an die Zukunft.“ Ganz in seinen Gedanken versunken, merkt er, dass er etwas an seiner Angel gefangen hat. „Ich habe etwas“, schreit Lukas und zieht aufgeregt an ihr. Sanft lächelnd greift der Opa an den Griff der Angel, um ihm zu helfen. „Langsam, ganz langsam, sonst verlierst du es wieder!“ Vorsichtig ziehen sie den Fang heraus. Eine rostige Dose!

„Opa, werden sich die Menschen jemals ändern? Muss die Natur so zerstört werden? Wird dies jemals aufhören?“, fragt Lukas leise, obwohl er die Antwort bereits kennt.

Entwurf Abwurf Endwurf

MIRIAM TRNKA

Zwangsvorschriften und Beinbrüche, zwei gerade Linien und eine Straßensperre. Dazwischen die Gefühlshüllen verloren, in endlosen Nächten verirren sich schwächliche Traumgestalten in die Köpfe der Schlafenden.

Die Gedanken sind zerfressen, nur noch Ideenfetzen und Traumstückchen verbleiben. Streich durch, mach kurz, schreib neu. Zerrissene Zettel gleichen sich dem Verhalten an, nichts mehr ganz, alles nur bröckelige Teile.

Hinterhältig wird die Wahrheit vorenthalten, teils links, teils rechts, teils oben und unten verstreuen sich die Emotionen und nichts mehr ist da, wo es hätte sein sollen.

Wir trotten gleichgewichtstrunken durch dunkle Gassen, die Nacht ist leise genug, um unserem Lautsein Platz zu machen. Das Eis an unseren Händen ist geschmolzen, deine Berührung tut nicht mehr weh und ich lerne erneut, dass Wärme Verletzlichkeit bedeutet. Ich habe großes Verlangen, mein Erlangen ist groß, sprühst du an die Wand. Ich verstehe dich nicht.

Wir hören zu, ohne zu verstehen.

Lieferungen an überkonsumiertem Wissen fahren über die Autobahn der Pseudo-Intellektuellen, alle sind wir Experten geworden in Bereichen, die niemanden bereichern.

Anreicherung an Schönem, Entwurf und End-Würfe, doch wo landen sie?

Das Brot

DUNJA VUKOBRATOVIĆ

Kein Lebender geht ins Grab. Keine Wahrheit geht in ihrer eigenen Wahrnehmung verloren. Kaffee brüht auf der heißen Herdplatte. Ein Drittel ausschütten, Pulver einmischen, ein Löffelchen Zucker. So hat ihr Mann seinen Kaffee getrunken, sie auch. In der kaufmännischen Ausbildung hat sie gelernt, wie man Kaffee am besten geschmacklich kocht, sodass kein Pulver überbleibt. Ihr geht es gut, sie hat noch die Wohnung ihres Mannes, einen Grabplatz neben ihm, ihr Herd, seine miserable Pension. Ein schönes Leben, kein großartiges. Auf der riesigen roten Rutsche, die errichtet wurde, als sie bei ihrer großen Schwester eingezogen ist, spielen Kinder, so wie ihre Kinder damals gespielt haben. Alle irgendwo ausgewandert, irgendwo in den Westen. Stolz erzählt sie ihrer Nachbarin von den Erfolgen ihrer Kinder. Sie arbeiten alle dort, wo ihnen nichts bekannt ist, wo sie nichts Eigenes haben können, wo sie noch einmal ihr Schicksal erleben müssen. Dort, wo sie allein sind. Bei ihr, in der Wohnung ihres Mannes hätten sie doch etwas Unseres. Sie spürt den Rhythmus ihres Herzschlags, gleichmäßig, gesund. Wenn sie doch morgen nicht aufwachen müsste. Wenn sie doch wieder in der Fabrik arbeiten würde, noch jung wäre, auf Tänze in die Mensa ginge, zuhause schweigen würde. Wenn ihre Kinder noch klein wären, ihre Nachbarin würde wie heute vorbeikommen, sagen, schau auf deine Kinder, schau, dass ihnen nichts passiert. Sie kann nicht mehr schauen, auch nicht, wenn sie da wären, wenn sie bei ihr im Haus wären. Die Wände strahlend weiß gestrichen, das hat sie selbst bezahlen können, dafür hat sie ihren Vorgesetzten anbetteln müssen, still bleiben müssen, als er sie bat, noch eine Weile mit ihm zu bleiben, lächelte, sonst wäre sie unhöflich, sonst wäre sie störrisch, lachte leise, sagte ihm nichts. Damals als ihr Mann noch auf sie nach der Arbeit wartete. Die Enkelinnen beschwerten sich, ein Küsschen auf die Hand von einem Fremden, ein Wörtchen ins Ohr, leise, geflüstert, sie wissen nichts. Im Westen kann sie sie nicht beschützen. Ihre Liebe ist der tiefste Kraftbrunnen für die Selbsttäuschung und die Bewegungskraft

für jede Aktion. Stolz schaut sie auf den Kinderspielplatz, der steht noch. Was sie nicht alles dafür geben würde, dass ihr Herz morgen still bleibt. Dass sie nichts mehr spürt. Als sie ein Kind war, waren sie sieben Kinder im Haus, die sich das alte Brot teilten. Um den Tisch gestritten, aus der Hand gerissen. Was sie alles dafür geben würde, bei ihren Geschwisterchen in Frieden zu ruhen, mit ihrem Mann, mit ihrem einzigen Söhnchen. Lebendige begräbt man nicht. Gott schütze die SNS, die Partei, die ihren Kindern zuhause die sicherste Währung Europas sicherte, die versicherte, dass ihnen nie wieder etwas Schlimmes passieren würde. Versprechen im Fernsehen, sie werden nie wieder hungern, die Regale nie wieder leer. Sie ist sich sicher, sie wird jeden Morgen einen Laib Brot kaufen können, niemand kann ihr mehr das Brot aus der Hand reißen. Nachdem sie den Kaffee getrunken haben, lässt sie ihrem Mann den frischen Laib. Im Fernsehen hört sie, im Westen könne man sich das Brot kaum mehr leisten, die Preise seien in die Höhe gestiegen. Wie überleben ihre armen Kinder? Sie lügen, sie sagen sie hätten genug, sie wären zufrieden. Alles Lügen. Wenn sie bei ihr wären, hätten sie alles. Eine Wohnung, die sicherste Währung, einen Herd, ein Bett zum Schlafen, ein Dach über den schlauen Köpfchen. Die Nachbarin meint, sie spüre den Tod kommen, sie hätte schon das Leben in allen Nuancen gesehen. Lebende gehen nicht ins Grab. Der Tod lässt sich nicht beschwören, nicht überlisten.

Kindergedanken

ZOE WAGNER

Ein kleines Mädchen in einer großen Welt. Sie liebt es, diese Welt einzuatmen, sich vorzustellen, wie die Planeten in Dauerschleife um das Rund einer Kugel ohne Anfang und Ende kreisen, in ihrem Bahnen tanzen. Schon immer, für immer? Sie will sich die Augen zuhalten und warten, um in der Dunkelheit zu sehen. Ihren Kopf ausknipsen, wie ihre Nachttischlampe zur blauen Stunde und mit den Augen der Kinderseele sehen. Und obwohl sie nie das Ende der Straße sieht, weiß sie es ist da, und das ist genug. An stillen Nachmittagen probiert sie gerne von der farblosen Flüssigkeit, die so weit oben auf dem Regal steht, das sie endlos weit weg scheint, aber nicht zu weit für Kinder wie sie. Tunkt den Finger hinein, in die verbotene Farblosigkeit, spürt die Bitterkeit am Gaumen. Und sie kreist mit dem Stummel einer längst gerauchten Zigarette durch das Aschgrau, das alles ist, was an sie erinnert. Ob es irgendwann verschwindet, von selbst? Ihren Drachen lässt sie im Herbst immer höher steigen, kann nicht glauben, dass die Schnur irgendwann zu Ende ist. Lässt ihn steigen, bis er nur noch ein roter Punkt auf blauer Leinwand ist. Lässt dann einfach los, um ihm keine Grenzen mehr zu setzen. Wenn es regnet, sitzt sie am Fenster und wartet auf das Ende des Regens, hat das Gefühl nach jedem Tropfen müsse der Nächste folgen, bis in alle Ewigkeit und noch weiter, bis die Straße ein Fluss ist und die Stadt ein Meer aus Gebäuden und Seelen. Doch manche Dinge haben ein Ende, lernt sie, wie der Regen, auch wenn sie nicht weiß, wer den Stoppknopf drückt. Und wer knipst den Mond an, wenn die Sonne schlafen geht? Der Mond ist nicht immer derselbe, er ist mal eine anmutige Sichel, mal ein rundes Ebenbild der Sonne. Vollmond mag sie am liebsten, kneift ein Auge zu bei dem Versuch ihn auszumessen. Rund ist er, aber ein anderes Rund als die Erde, oder? Kreisförmig. Wo fängt ein Kreis an und wo hört er auf? Und wenn sie den Mond umkreisen würde, auf seinem Rand entlang balancieren, würde sie jemals an ein Ende kommen? Wenn der Kopf müde ist vom endlosen Fragen und Antworten suchen, verläuft sie

sich in ihren Träumen, fällt. Fällt ins Nichts. Unter ihrer Bettdecke sind der Fantasie keine Grenzen gesetzt. Manchmal hält sie das Ticken der Uhr wach. Wenn sie die Uhr zertrümmern würde, bliebe die Zeit dann stehen? Vor dem Spiegel stehend betrachtet sie sich, wird sie immer gleich aussehen? Oder ihre Form wandeln wie der Mond, eines Tages dem bröckeligen Grau im Aschenbecher gleichen? Wieso schwören die Großen sich ewige Treue, wenn dieses Band doch so leicht zu zertrennen ist? Leere Worte statt endloser Liebe. Abends sitzt Vater am Tisch, Glas vor sich. Es scheint nie leer zu werden, das Glas.

Und manchmal fragt sie sich, ob endlos Blut in ihren Adern flöÙe, oder ob sie dem roten Strom, ganz still und leise, einfach ein Ende setzen könnte.

Generation Schneeflocke

LISA-MARIE WALLNER

Lea steht vor dem Spiegel und zerbricht sich den Kopf darüber, ob ihr mittellanges Top zu kurz oder ihr kurzes Top zu lang ist. Wieder mal Tag 1, 6:15 Uhr. Unchristliche Zeiten, obwohl Lea Atheistin ist. Lea wohnt im Mühlfeldgraben, Nähe der A2, von wo aus man einige Stunden fahren muss, bevor man kurz vor der italienischen Grenze am Meer ankommt. Am Meer, wo das Leben nach Freiheit schmeckt und es nicht die ganze Zeit so arschkalt ist.

Apropos arschkalt: Lina trägt schon wieder keinen BH. Die Jacke hat ihren Weg auch heute nicht aus der kleinen Wohnung rausgefunden, dafür hat Lina stattdessen weiÙe Overknee Strümpfe und schwarze Ballerinas an. Lea wäre gerne so selbstbewusst wie Lina. Lea weiß nicht, dass Lina heute auf dem Weg zu Schule schon dreimal angehupt worden ist. 7:48 Uhr. Der Unterricht hat bereits begonnen. Lina und Lea sind drei Minuten zu spät, aber immerhin noch fünf Minuten vor Mathias da. Der versäumt die ersten zwei Schulstunden, weil er die Nacht zuvor wieder nicht geschlafen hat.

Lea hat mit Mathias geschlafen. Das weiß Isabella, obwohl sie mit keinem von beiden je ein Wort gewechselt hat. Mathias Augen sind sandsteinfarben. Er wirft Lea Blicke zu, die Isabella nur allzu vertraut erscheinen. Leas Augen sind olivgrüngrün. Sie hat ein Nasenpircing und trägt viel zu kurze regenbogenfarbene Tops. Außerdem hat sie Hippie-Eltern. Das weiß Isabella nicht, aber sie vermutet es, weil sie Lea regelmäßig nach der Schule auf den Beifahrersitz eines cremefarbenen Vans einsteigen sieht.

Der Van gehört Ajalas Bruder. Ajalas Eltern sind aus Sri Lanka. Lea weiß nicht genau, wo Sri Lanka liegt, aber sie vermutet, dass man entlang der A2 bestimmt irgendwann dort ankommt, wenn man nur lang genug am Weg bleibt. Ob es dort auch so arschkalt ist? Zumindest haben die dort ein Meer, hat sie gehört. Lea liebt die ausgelassene Stim-

mung bei Ajala zuhause. Es ist ganz anders als bei ihr. Als Einzelkind hatte sie nie Geschwister. Ajala hat fünf. „Da fällt Lea auch nicht mehr auf“, meint Ajalas Vater zwinkernd. Lea würde Ajala gerne mal zu sich nach Hause einladen, aber dafür klingt Ajalas Name zu fremdartig und ihre Haut ist einen Touch zu haselnussfarben. Lea ist Atheistin, aber ihre Eltern sind es nicht. Und Ajalas Eltern auch nicht. Lea hat zwar seit der vierten Klasse keinen Religionsunterricht mehr, aber obwohl sie es nicht ganz versteht, weiß sie, dass das ein Problem ist.

Problem, substantiv, das. Davon hat Mathias einige. An den drei von vier Tagen, die er in der Schule verbringt, versucht er aufzupassen, er versucht es wirklich. Aber seine Gedanken schweifen immer ab von Französischvokabeln zu Lea und dann nach Nordkorea. Er fühlt sich eingesperrt. Wo ist die Bedeutung im Leben, wenn ein Leben allein letztendlich bedeutungslos ist? Mathias Freundin heißt Ajala, sie sind schon fast sechs Monate zusammen. Ajalas Augen sind nicht so grün wie die von Lea. Sie sind dunkel, stürmisch, finster, fast schwarz.

Nachts, während die anderen schlafen, ist Mathias hellwach und sieht sich Katzenvideos im Internet an. Die haben auch keine Bedeutung. Aber dadurch, dass er sie sich so bedeutungslos jede Nacht mindestens zwei Stunden lang ansieht, bedeuten sie für ihn fast so viel wie Zigaretten. Eine Packung liegt immer bereit unter seinem Kopfkissen. Früher haben sie ihm beim Einschlafen geholfen. Jetzt schafft er es nicht mehr aufzuhören. Wenn Mathias sich keine Katzenvideos oder andere Filmchen ansieht, liegt er schlaflos im Bett und hat Angst. Angst vor dem Tod, Angst vor der Zukunft, Angst vor der Bedeutung. Dann schaltet er das Licht an und denkt daran, wie schön Patricks Mund aussieht, wenn er das Wort *Espérance* ausspricht. Patrick geht in die 8A. Mathias hat noch nie mit ihm geredet und vergessen, heute Abend Ajala anzurufen. In seinem Kopf ist Chaos, weil er so viel Angst hat und weil er vorgestern Nachmittag noch bei Lea zuhause war. Und weil er in die 8B geht.

Patrick wollte immer anders sein. Er lackiert sich die Nägel gelb und diskutiert oft mit Isabella über Politik. Außerdem will er Psychologie studieren. Vor zwei Wochen war es noch Sorabistik. Sein Opa hat beide

Male geschmunzelt und gemeint, er soll etwas Gescheites studieren, etwas, was sich irgendwann mal lohnt. Aber daraufhin schüttelt Patrick stur den Kopf und bleibt bei seinem Wunsch. Keine Ahnung, ob sich so ein Studium lohnt. Keine Ahnung, warum der Subjonctif im Präsens schon so kompliziert und Umweltschutz für so viele ein Fremdwort ist. „Opa weiß es eben nicht besser. Ich hab’ ihn trotzdem lieb.“, erklärt Patrick Isabella mit einem Glas Bacardi Cola in der Hand und spricht Opa damit ganze dreiundsiebzig Jahre Lebenserfahrung ab.

Generation liebesunfähig. Dienstag, 14:16 Uhr, mittlerweile Ende November. Der Nachmittagsunterricht fällt heute aus. Ajala stürmt ohne Gruß an ihrer Mutter vorbei und ruft Mathias jetzt schon zum dritten Mal innerhalb einer Minute an. Zwei Mal abgelehnt, einmal angenommen. Ajala atmet leise ins Telefon. „Isabella hat’s mir erzählt!“, sagt sie mit wackelnder Stimme. Und „Du liebst mich nicht.“ Kein Widerspruch. Lea ist eine falsche Schlange. Aber die einzige Schlange, die freundlich zu Ajala war. So langsam versteht Ajala, wieso sie sich die ganze Zeit so leer und ausgeschlossen fühlt.

Generation „Zusammen sind wir stark“. Seufzend streicht sich Lina eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Sie ist auf dem Weg zur Schule, schon wieder drei Minuten zu spät. Eine einzelne Schneeflocke verfängt sich in ihren Haaren, eine andere landet auf ihrer Nasenspitze. Sie schmilzt sofort. Vorher weiss, jetzt Wasser. Der Asphaltboden könnte auch ein wenig Farbe vertragen. Der ist nämlich langweilig, eintönig, und ... grau. Aus gelegentlichen Ritzen wachsen ein paar mutige Grashalme. Lina fragt sich wie das so ist, mutig zu sein. Den hupenden Autos den Mittelfinger zu zeigen und sich gemeinsam für etwas einzusetzen, was einem wichtig ist. Für weniger Asphalt und mehr Grashalme, zum Beispiel. Manchmal würde Lina auch gern helfen, aber sie weiß nicht wie. Zahlreiche Schwachstellen und nur ein einziges Leben. So viel zu tun, aber kein Lösungsansatz. Das Gefühl ist ernüchternd, aber irgendwie auch schön.

Generation „Im Kreis laufen“. Patrick freut sich auf den Urlaub in Uganda. Gestern war er auf einer Fridays for Future-Demo und hat des-

wegen die letzte Stunde frei bekommen. Patrick traut sich, laut seine Meinung zu sagen, deshalb ist er im vorigen Jahr zum Schulsprecher gewählt worden. Nur dass er schwul ist, das hat er noch nicht zugegeben. Vielleicht vertut er sich ja auch. Außerdem hat Mathias eine Freundin. Aber seine haselnussbraunen Augen funkeln so schön, wenn er im Unterricht abwesend aus dem Fenster schaut und kein Wort Französisch spricht. Patrick ist verwirrt. Durcheinander, entgeistert, fassungslos, konfus. Schwer zu verstehen. Ihr dreht doch alle langsam durch.

Lea, Lina, Isabella, Ajala, Patrick, Mathias. Allwissend und zugleich so unbeschwert naiv. Bedeutungslos in einer Welt, die nur für sich selbst Bedeutung hat. Großteils noch Kinder, bis auf den kleinen Teil, der langsam versteht, was er-wachsen eigentlich bedeutet. Stark, aber letztendlich so fragil wie die Schneeflocken in Linas Haaren. Die letzte ist geschmolzen, bevor Mathias sich eine pseudo-philosophische Metapher dafür ausdenken konnte.

Graue Zellen – geschüttelt, nicht gerührt

ELEFThERIA WALZER

Leere tropfte von den kahlen Wänden der Zelle und benetzte meine blaue Haut, brachte sie zum Flackern. Wie war ich hier gelandet? Was war ich? Wieso war ich? Längst hatte ich aufgegeben, mir diese und alle anderen Fragen zu stellen, denn sie erinnerten mich schmerzlich daran, dass ich existierte.

„Alle Mühe ist umsonst!“, hörte ich etwas oder jemanden rufen. „Die Welt ist dem Untergang geweiht“, sinnierte eine zweite Stimme. „WIE-SO IST DIESE ANANAS ROSA!? Hört mich jemand? Ich gehöre nicht hierher! Erzähler!“, piepste eine dritte. „Einmal in der Gehirn-Zelle, immer in der Gehirn-Zelle“, grollte eine andere Stimme: der Wächter, „Niemand kann Euch hier unten hören, erst recht nicht Euer verehrter Erzähler. Der sitzt seelenruhig in seinem Schloss, im Bewusstsein, und schreibt an seinem inneren Monolog. Gebt es endlich auf!“ Wer war dieser Erzähler, von dem immer alle sprachen? Erneut hatte ich mich etwas gefragt. Von irgendwoher ertönte der dumpfe Klang einer Glocke. Der Wächter lachte, hämisch: „Seht an! Einige von Euch haben heute anscheinend ihren großen Auftritt in den Alpt-Räumen.“ Schon wurde die Tür zu meiner Zelle aufgestoßen. Zwei Schatten traten ein, schmiegteten sich an die Wände, krochen empor, schluckten die Leere und umschlossen mich, bildeten eine Blase, trugen mich fort. Ich ergab mich der Dunkelheit.

Plötzlich ein lauter Schrei, und ich war frei. Ich stolperte, jemand reichte mir eine leuchtende Hand, ich ergriff sie. Die Schatten um mich herum versickerten in den steinernen Stiegen. „Wie?“, fragte ich. „Ach, eine Privat-Sphäre aufzubrechen, ist für eine Frage, wie ich es bin, einfach.“ „Eine Frage?“, staunte ich. „Wie unhöflich von mir! Darf ich mich vorstellen? Ich bin die Frage ‚Was soll ich bloß schreiben?‘“ „Was? Weißt Du also auch, wer ich bin?“, stieß ich hervor. „Ein Gedanke, der noch nie gedacht worden ist“, erwiderte die Frage, „Noch weiß niemand, was

Du zu sagen haben wirst, aber irgendwann wird der Moment kommen, in dem sich Dein Wesen Dir und anderen offenbart. Begreifst Du eigentlich, wie sehr es mich freut, Dich gefunden zu haben? Mit etwas Glück bist nämlich Du meine Antwort“, strahlte die Frage, zog mich die Treppen hinauf und in die Erhabenheit des Bewusstseins hinein. Ich hielt überwältigt an. Überall plapperte es munter vor sich hin, einige Gedanken fuhren Karussell, andere hüpfen übermütig um eine Box und sangen: „Out-of-the-box-Denken und die Langeweile kränken!“

Verwirrt wandte ich mich der Frage zu: „Woher weiß ich denn, wann sich mein Wesen offenbart und ich endlich gedacht werde?“ „Das Bewusstseins-Licht wird sich über Dich legen und Du wirst Deinen Gedankensatz in die Welt hinausstreuen, auf dass Dich der Erzähler erhören möge! Dann und nur dann wirst Du gedacht werden. Lass es mich Dir zeigen“, ohne eine Antwort abzuwarten, schrie die Frage, „Was soll ich bloß schreiben?“ Ein Lichtkegel legte sich um sie und der Boden summete und wankte, während von weit her eine tiefe Stimme die Luft zum Erzittern brachte. „Der Erzähler, er nimmt mich in seinen Monolog auf. Ich werde also in diesem Moment vom großen ‚Ich‘ gedacht. Das ist schon das dritte Mal, ich scheine wichtig zu sein“, erklärte die Frage schulterzuckend, „deswegen muss ich schnellstmöglich die perfekte Antwort finden.“ „Huhu, nimm mich“, säuselte ein schwebender Stofffetzen und näherte sich nach Anerkennung heischend der Frage, „Ich bin die Geschichte vom Polsterüberzug, der zum Leben erwacht und für einen Geist gehalten wird, obwohl er einfach nur friedlich unbelebt sein möchte. Ich bin die perfekte Idee!“ „Nun, ich weiß nicht...“, unschlüssig blickte die Frage um sich. Schon wurde ihr erneut aufgelauert. „Hör nicht auf diesen fadenscheinigen Polstergeist! Nimm mich zu Deiner rechtmäßig angetrauten Antwort. Immerhin ist der Text des ‚Ichs‘ meinetwegen in die finale Runde des Wettbewerbs vorgerückt. Ich habe noch einiges vor... Zuerst schnappe ich mir Dich, dann den Erzähler und schließlich die ganze Welt! Sie soll mir zu Füßen liegen, so wie ich ihr einst zu Füßen lag“, sprach ein nicht ganz unbekannter Pullover leicht manisch, während er mit seinen Ärmeln einen Wäschekorb umklammerte.

„Pullover for President!“, rief eine im Korb liegende Socke.

„Das wird mir hier zu wirr. Komm, wir gehen“, sagte die Frage zu mir. „Ihn nimmst Du mit? Du hast nicht mehr alle Federn im Polster! Der ist doch noch nie gedacht worden!“, rief uns der Polstergeist hinterdrein. „Hör nicht auf ihn. Er stammt aus der Imagi-Nation, dort sind alle eingebildet“, tröstete mich die Frage.

Eine Weile gingen wir dahin, bis sich uns eine Wand, unüberwindbar, in den Weg schob. „Sehr unangenehm. Darf ich vorstellen. Die Schreibblockade“, sagte die Frage und trat mit voller Wucht gegen das Urgestein. Das Mauerwerk blieb schwer unbeeindruckt. „Jenseits von ihr liegen der magische Schreib-Fluss und die große weite Geschichtenwelt. Ach, wie gerne ich sie überwinden würde, aber dazu brauche ich eine Antwort.“

Ich nickte bloß. Wann wohl würde ich endlich gedacht? War ich vielleicht die Auserwählte? War die Antwort, welche die Schreibblockade ein für alle Mal durchbrechen könnte, ich? Hatte meine Existenz einen wahrhaft tiefen Sinn? Kaum getraute ich mich, zu hoffen.

Die Frage indes plauderte ungebremst weiter: „Ich war eigenhändig im Gedankenfluss fischen, bin bloßfüßig durch den ‚Brainstorm‘ gewatet, in dem es Ideen buchstäblich regnet, doch alles vergebens. Nirgends habe ich meine bessere Hälfte ausfindig gemacht. Du bist meine letzte Hoffnung, mein lieber, nie zuvor gedachter Gedanke.“ Krick. Krack.

„Hörst Du das?“, fragte ich unruhig. Etwas knirschte, knackste und kreischte. „Kommt das aus der Schreibblockade!?“ Der wuchtigen Wand entschlüpfte ein unförmiges Etwas. Es erhob sich ungelent, wurde zunehmend zu etwas Förmigerem, einem Püppchen. Seine Schultern knacksten, verbogen sich in unnatürlichem Ausmaß, sein Kopf drehte sich einmal um die eigene Achse, sodass es mich nun mit seinem Blick fixierte. Seine pechschwarzen Knopfaugen starrten direkt durch mich. Schatten umspielten seine lieblichen Gesichtszüge, verzerrten sie zu grotesken Grimassen. „Oh, ist das nicht süß?“, rief die Frage glücklich. „Nein, ganz und gar nicht“, widersprach ich entsetzt.

„Ich bin das Exis-Tier. Ich bestimme, wer im Bewusstsein Bestand haben darf. Du hast zwei Möglichkeiten: Entweder, Du ergibst Dich mir, und ich sperre Dich widerwärtigen Gedanken zurück ins Unterbewusstsein...“ „Oder?“ „... oder Du spielst mit mir“, lächelte es unschuldig. „Ich bin für die dritte Option“, rief die Frage, packte mich bei der Hand und lief los.

„Fangen spielen. Gerne doch“, ein grauenhaft gurgelnder Laut entwich seinem weit aufgerissenen Mund. „Also gut, nicht süß, überhaupt nicht süß“, presste die Frage hervor. Bald schon spürten wir seinen ätzenden Atem im Nacken, schlugen Haken. Die Frage hechtete zu auf eine braune Tür, „hierher!“, keuchte sie und zog einen Schlüsselbund hervor. Zittrig suchte sie nach dem passenden Schlüssel. Zu groß, zu lang, zu dünn. „Ein kleines Mäuschen läuft ins Rathaus“, krächzte das Exis-Tier, „Rathaus brennt, Mäuschen rennt.“ „Mach schneller!“ „Willst Du übernehmen?“, erwiderte die Frage gereizt und warf mir den Schlüsselbund zu. Hastig machte ich mich ans Werk. Wieso wick das Schlüsselloch dem Schlüsselbart jedes Mal geschickt aus? Das Knacksen wurde immer lauter, das Exis-Tier war uns nun bedrohlich nahe. „Ampel rot, Mäuschen tot“, sang das Püppchen, Nägel bohrten sich in meine Schultern, stechender Schmerz ließ mich aufschreien. „Hab’ ich Dich“, grinste das Exis-Tier. Ich spürte, wie mein Wesen mir langsam entglitt. Nie würde ich herausfinden, was der Sinn meines Lebens war. Panisch entriss mir die Frage den passenden Schlüssel, traf unvermutet ins Schlüsselloch, das Schloss sprang auf. Sie zerrte mich durch die Tür und warf sie hinter uns zu. „Kommt raus! Kommt raus! Ich finde Euch, wo immer Ihr Euch versteckt“, verfolgte uns die grelle Stimme des Exis-Tiers, die Tür erschauerte unter seinen Schlägen. „Wir müssen weiter“, rief ich. „Ich stimme zu, allerdings gibt es dabei ein Problem“, die Frage wies auf den Weg vor uns. Dieser endete abrupt. Wir standen vor einer gewaltigen Schlucht, in der Tiefe ein reißennder Strom. Nichts unten schien vor ihm sicher zu sein. Auf der Suche nach einer Brücke liefen wir den Abgrund entlang.

„Da!“, rief die Frage. In gleichmäßigen Abständen hingen kleine grüne Gestalten über der Schlucht in der Luft. Der einen fehlte ein Arm,

der anderen ein Bein, der dritten der Kopf. „Gedankenfragmente! Es gibt nur einen Weg, die Informationsflut zu überqueren. Wir müssen springen! Auf drei. Eins, zwei, drei-“ „Bevor ich zögern konnte, nahm mich die Frage an der Hand, wir sprangen und landeten auf der ersten Gestalt.

„Also sind wir Gedanken... wieso können wir dann denken? Glaubt ihr, in uns existiert ein ganz eigenes Universum, mit mehr Gedanken?“

Wir sprangen weiter, bevor das Fragment uns mit sich reißen konnte, die Gedankenspirale hinab.

„Wenn Du denkst Du denkst, dann denkst Du nur Du denkst, denn wenn ein nie gedachter Gedanke anfängt zu denken, dann ist das gedankenloses Denken.“

Uns schwindelte vor Verwirrung. Schnell weiter.

„Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage.“

„Ist sie nicht! Oder siehst Du ‚Hamlet‘ irgendwo? Kaum aus dem Äußeren Ein-Fluss gestiegen, hältst Du Dich für das Original“, konterte die Frage, eingeschnappt.

In einem letzten Sprung erreichten wir – die andere Seite.

„Was haben wir gerade gemacht?“, stieß ich entgeistert hervor. „Gedankensprünge.“ Nachdem wir einen raschen Blick hinter uns geworfen hatten, wandten wir uns um, zum Gehen.

„Gefunden“, sagte das Exis-Tier trocken.

„Wie-“, setzte die Frage an, überlegte es sich anders und hechtete, in einem gewagten Manöver, am Exis-Tier vorbei, und ich tat es ihr gleich. Gemeinsam stolperten wir durch verworrene Gedankengänge.

„Hier entlang!“, rief die Frage und steuerte ein Reihenhäuser an, auf dessen Fußmatte „Karies Willkommen“ stand. Drinnen stürmten wir am Wohnzimmer vorbei, von wo „Schokolade wirkt beruhigend!“, „Aber Saft enthält doch Vitamine!“, „Ab morgen werde ich mich gesund er-

nähren!“ und Ähnliches ertönte. Unweigerlich hielt ich inne. Gedanken, die ein echtes Zuhause hatten? Sehnsucht machte sich in mir breit, zupfte an meinem Inneren. Ich wollte nicht mehr laufen, wollte verharren, mich wohl fühlen.

„Das ist eine ‚Gewohnheit‘. Hier wohnen Gedanken, die häufig gedacht werden. So verlockend es auch klingt – glaubst Du ernsthaft, wir könnten bleiben?“

Nein, natürlich nicht. Würde ich meiner Sehnsucht nachgeben, fände mich das Exis-Tier und ich wäre auf ewig verloren.

Als wir die Hintertür aufstießen und hinaustraten, überkam uns das Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Wir blickten uns um. Groß und übermächtig ragte vor uns eine Mauer empor. Nein, nicht irgendeine Mauer-

„D-d-die Schreibblockade!“, stammelte ich, und noch während ich die Worte aussprach, fühlte ich, wie sich etwas in mir verrückte. Weißes Licht umhüllte mich, das Bewusstseins-Licht. Unbändige Energie durchflutete mich, löste sich aus den Fesseln meiner Form. Ich schrie. Alles um mich herum erwiderte meinen Ruf, die melodische Stimme des Erzählers brachte die Welt zum Singen und Schwingen. Was ich schrie, das wusste ich nicht, aber es war ohnehin nicht von Bedeutung. Endlich hatte ich etwas zu sagen, ich fühlte mich mächtig, unbesiegbar.

Mein Schrei verebbte, versank in eingekehrter Stille. Euphorisch drehte ich mich zur Frage um. Sie starrte mich ungläubig an. „Das war der Moment! Ich bin vom ‚Ich‘ gedacht worden!“, jauchzte ich glücklich.

Der Unglaube wich Entsetzen. „Ist Dir bewusst, was Du bist?“, flüsterte die Frage zitternd.

Die Erde unter uns erbebte, verflüssigte sich, zog sich zusammen, wurde zu schwarzem Schleim, schmatzend gab er Kreaturen frei. Röchelnd krochen sie aus dem kühlen Dunkel:

„Alle anderen sind talentierter als ich“, säuselte der eine.

Was passierte hier?

„Meine Ideen sind es nicht wert, aufgeschrieben zu werden. Ich habe nichts Wichtiges zu sagen“, sang der andere.

Mir wurde auf einen Schlag kalt, sehr kalt.

„Ich sollte einfach aufgeben“, kreischte ein Dritter.

Sie umkreisten einander, wurden zu einem Strudel, zogen alles mit sich in die Tiefe, was ihnen nahekam, mir riefen sie zu: „Meister! Danke, dass Du uns befreit hast!“

„All die Zeit über dachte ich, die Antwort wäre der Anfang, der Weg vorbei an der Schreibblockade, in eine magische Geschichtenwelt. Ich dachte, sie hätten Dich irrtümlich ins Unterbewusstsein gesperrt, dachte tatsächlich, Du könntest die Idee sein, die mich vervollständigt“, stellte die Frage eisig fest, „Nun kenne ich Dein Gesicht. Jetzt begreife ich: Es bräuchte nur eine Antwort, und meine Suche wäre vorbei. Eine Antwort ist gar kein Anfang – sie bedeutet immer das Ende. Ich will kein Ende. Ich bin mir selbst mehr als genug.“

Plötzlich stand sie direkt vor mir. Eine geschmeidige Handbewegung, ein Stich, ich ging zu Boden.

„Wa-“, setzte ich an, doch meine Kräfte schwanden und ich brachte keinen weiteren Laut zustande.

„Es war mir eine Ehre, Dich gekannt zu haben, lieber Gedanke ‚Ich bin nicht gut genug‘.“

Mit letzter Kraft hob ich den Blick, schaute auf, sah die Frage, sah die bröckelnde Schreibblockade, welche den Weg zu einer Geschichte nach und nach frei gab, den Weg zu dieser Geschichte. Ende?

Einstieg bis Ende

EMIL WILDFELLNER

Wandere langsam den schlängelnden Pfad entlang. Lasse den Wind durch meine Haare wehen.

Die Blätter liegen goldgelb, froschgrün und kastanienbraun am Boden herum. Die Sonne erleuchtet den Himmel, der sich zwischen Baumkronen hindurchzwängt.

Der Hund hechelt im selben Rhythmus, in dem ich seine Tatzen auf den Boden drücken höre. Erspähe Äpfel, die am dicht bedeckten Boden sitzen, und das Verderben über sich ergehen lassen.

Kurz nachdem der Bus abgefahren war, hatte ich meinen Schlüssel aus dem Schloss gezogen. Ratz, er war draußen, in derselben Bewegung, in der ich die Stufen runtergehechtet bin. Zwei drei fünf Schritte später stieß ich das Gartentor auf, meinen Füßen keuchend folgend. Bäume rascheln, Gassen finden, Autos ausweichen. Ein Blauschwarzes hielt rechts, auf der Nebenfahrbahn. „Hast du’s eilig?“ Natürlich. „Zur Schule?“ Ich wartete zielstrebig, bis die Ampel umschaltet. „Du gehst mit meiner Tochter in die Klasse, komm ich nehme dich mit.“ Ampel grün, die Motoren starteten. Ein Blick auf den Hintersitz zeigte mir Marla und einen Hund, zu denen ich nach Öffnen der Autotür einstieg.

Langsam schrauben sich die feinen Blätter durch die Waldluft herunter, beschreiten ihren Weg in die ewige Tiefe. Ein paar legen sich sanft auf meine eigelbe Winterjacke, ich spüre sie kaum.

Der Boden drückt sich gegen meine nassgeschwitzten Sockensohlen, die sich in meinen Schuhen wund reiben. Es wird wärmer, trotz des kühlen Herbsttaus auf den hängenden Zweigen.

Der Hund wird nun von sausenden Erdketten begleitet, er hat Kleintiergerochen. Gerochen und verfolgt und ist jetzt fort, tollt durch das goldene Morastmeer.

Ich saß im Auto, das dritte Mal diese Woche, Marla muss wohl nahe wohnen, ihr Vater spricht mich öfter an, öfter fast als ich den Bus tösen hörte, während ich noch die Katzen fütterte. Marla war diesmal gar nicht dabei, krank war sie gewesen seit dem Tag davor – da hatte ich den Bus noch erwischt. An den Fenstern schossen die Stifte in die Höhlen, verriegelten die Autotüren. Die Hand am Türgriff angespannt rüttelte ich vor und zurück, nicht auf. Wir bogen in die Lilienstraße, fünf Quergassen vor dem nächsten Einbiegen, hin zum hochwachsenen Schulgebäude. Eins zwei drei fünf Gassen passiert, wir bogen ein, bogen hinein in die sechste Quergasse der Lilienstraße. Weg von der hochwachsenden Bildungseinrichtung.

Der Pfad wird verwilderter, kaum zu erkennen. Die Bäume um mich herum wachsen immer höher und schmaler, drohen über mich einzubrechen.

Ich rieche die Blätter, die den hart gefrorenen Boden weich auspolstern. Wie alter, verwesender Moder, duftet nach Tod.

Der Hund bellt jetzt und ich höre ihn zurückkehren, von seinen gefährlichen Hasenjagdeskapaden. Er scharrt jetzt, durchwühlt die graue Erde, die nie wieder Sonnenlicht erblickt.

Seine eisig blaue Augen starrten auf die Straße vor mir, nicht durch den Spiegel in mein Gesicht, das mit schwankender Stimme zu fragen versuchte. „Was soll das?“ Die Faust um die Klinke. Statt Bauten sah ich Stämme und Sträucher, braune Buschmauern vorbeiziehen. „Wohin fahren Sie mich?“. Blut begann mein Gesicht erröten zu lassen, als mir Tränen aus den Augen pumpen. Marla ging mir durch den Kopf, mein Herz rasend an den letzten Blick bevor ich meinen Fuß ins blauschwarze Auto gesetzt hatte, erinnernd. „Warum tun Sie das?“ Immer heißer werdend saß ich da, die Fragen mit schluchzender Stimme hochwürgend. Nach schweigender Antwort bäumte ich mich auf, sammelte Kraft und Mut, warf ich mich mit ganzem Körper gegen die Tür, die meine verzweifelten Kräfte regungslos an sich zerschellen ließ.

Ich sehe die goldbraunen Herbstblätter glänzen, tiefrot geschmückt, fühle den warmen Flecken, wie er sich aus meinem Bauch heraus durch das dicke Jackenfutter frisst und sich in leisen Perlen die Nähte entlangarbeitet.

Die Bäume sehe ich nicht mehr, viel mehr höre ich meine in den Ohren schmerzenden Schreie kaum noch. Das grauende Schwarz wurmt sich schlurfend durch die Welt herum, die langsam immer schneller um mich herumkippt. Fällt weiter, nur meine Angst bleibt aufrecht.

Der Hund winselt liegend zwei Schritte hinter mir, leckt und rauft die Blätter auf. Seine Schnauze ist nass, nass und rot und nass und warm. Seine dicke Zunge schleckt die Blätter aus, die mein Stolpern durch den Wald beschreiben.

Kurz nachdem die Bahn abgefahren ist, zieht sie ihren Schlüssel aus dem Schloss. Ratz, er ist draußen, in derselben Bewegung, in der sie die Stufen runterschlittert. Ein zwei sechs Schritte später stößt sie die Haustüre auf, ihren Füßen keuchend folgend. Schneehaufen überspringen, Gassen finden, Autos ausweichen. Ein blauschwarzes hält links neben ihr, halb über der zugefrorenen Haltelinie. „Ist dir kalt?“ Natürlich. „Zur Schule?“ Sie wartet zielstrebig, bis die Ampel umschaltet. „Du gehst mit meiner Tochter in die Klasse, komm ich nehme dich mit.“ Ampel gelb, die Motoren liefen warm. Ein Blick auf den Hintersitz zeigt ihr Marla und einen Hund, zu denen sie nach Aufreißen der Autotür einsteigt.

Schüchternes Balzen hat auch

ELLA WOLFF

Eins

Ich bin ein stummer Diener, Trägerin meiner Vergangenheit, die sich in Schubladen gliedert. Manche zu öffnen, verlangt Geduld und Anteilnahme. Andere beugen sich dem willigen Zuhörer zu schnell und springen unerwartet auf. Sie alle unterstehen mir, ich bin ihre Herrin – doch auch die stärkste Zeltplane hat ihre rissigen Stellen.

Gemeinsam benutzt: den Leim, der meine lockeren Fächer zusammenhält.

Zwei

Du bist eine rauschende Daunendecke, ein sanfter Druck auf meinen Schultern, der mich an die Präsenz eines Zweiten erinnert. Wenn ich einsam die Zimmerwand anstarre und Löcher in der Luft flimmern, bindet mich deine Essenz zurück an die Gegenwart. Mein Sinn für diese Welt erhält durch dich eine wesentliche Nebenbedeutung.

Gemeinsam getragen: die Last schwerer Entscheidungen, die uns doch nur den Rücken stärkte.

Drei

Ich bin ein weicher Kopfpolster, ein Auffanglager für die Träume, die als filigrane Wortfragmente unseren Raum durchqueren. Langsam und bedächtig sickern sie durch den Stickbezug und wärmen mich von außen. Geflissentlich führe ich dort die Trennung durch, entferne potenzielle Gefahrenquellen und sortiere Saatgut für Konflikte.

Gemeinsam empfunden: die Stunden der Konsonanz, die uns als Resultat gegenseitiger Wertschätzung gegeben sind.

Vier

Mich umgibt ein Hauch von Lavendel, eine Manifestation der Verbindung, die zwischen uns existiert. Er erinnert an Nebenkammern erholbarer Zweisamkeit, wenn in der großen Halle der Weltentrubel auf uns einstürzt.

Gemeinsam geschlagen: das Labyrinth an Verzweigungen, das uns nach verzweifelten Sackgassen nur noch einen Ast in den Weg stellt. Ihn zu überwinden, ist kein schwieriges Unterfangen.

Ich sinniere? Vielleicht.

Was zu tun ist, wüsste ich.

Aber... Bin ich nicht doch nur ein stummer Diener?

Danksagung

Ganz herzlich danken wir unseren Partnern, die **TEXTE. Preis für junge Literatur 2023** erst ermöglicht haben (in alphabetischer Reihenfolge),
und den unterstützenden Wiener Bezirken:

Bildungsdirektion Burgenland	1., Innere Stadt
Bildungsdirektion Kärnten	2., Leopoldstadt
Bildungsdirektion Niederösterreich	3., Landstraße
Bildungsdirektion Oberösterreich	4., Wieden
Bildungsdirektion Salzburg	5., Margareten
Bildungsdirektion Steiermark	7., Neubau
Bildungsdirektion Tirol	8., Josefstadt
Bildungsdirektion Vorarlberg	9., Alsergrund
Bildungsdirektion Wien	10., Favoriten
Buchhandlung Aichinger, Bernhard & Comp.	11., Simmering
Buchhandlung Seeseiten	13., Hietzing
Bundeskanzleramt	14., Penzing
Burgtheater	15., Fünfhaus
DelFabro	16., Ottakring
Kijuku	17., Hernals
Kultur Niederösterreich	18., Währing
Kurier	19., Döbling
Land Salzburg	20., Brigittenau
Lhotzkys Literaturbuffet	21., Floridsdorf
Literarmechana	23., Liesing
Literaturmuseum Wien	
Schweizer Botschaft	
Schauspielhaus Zürich	
Stadt Wien Büchereien	
Wien Kultur	

Ein herzliches Dankeschön an Florian Moser und die Bildungsdirektion Wien
für die Unterstützung bei der Umsetzung dieser Broschüre.

Informationen zu **TEXTE. Preis für junge Literatur:**

www.texte.wien



TEXTE

Preis für junge Literatur

510 Einreichungen bildeten das Fundament für den Erfolg von **TEXTE – Preis für junge Literatur 2023**. Vom Verein Literarische Bühnen Wien produziert und veranstaltet, hat der von Christoph Braendle geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren im Laufe der letzten zwölf Jahre einen internationalen Status erreicht, der belegt, wie notwendig diese Plattform ist.

Das Thema 2023 lautete:

Kein Ende

Die fünfundzwanzig besten Texte 2023
stammen aus der Feder von:

Tara Avramovic

Felix Denk

Lucia Dorner

Nathalie Geislinger

Rita Grill

Elisabeth Hauser

Katharina Huber

Vera Kozerchuk-
Pisnyachevskaya

Victoria Müller

Naomi Muzicant

Mia Ögg

Yiannis Pagger

Philip Pecoraro

Merlind Raible

Maja Sailer

Lisa Schillhammer

Sophie Schuster

Cornelia Schwarz

Miriam Trnka

Dunja Vukobratović

Zoe Wagner

Lisa-Marie Wallner

Eleftheria Walzer

Emil Wildfellner

Ella Wolff